

Nr. 3852. Z XIX Kriegsnummer 143. Preis 1 Mark.

Kriegschronik.

24. März 1917.

Unsere Truppen haben südlich des Trotustales die russischen Stellungen auf dem Grenzkamm zwischen Solyomtar und Czobanostale im Sturm genommen und 500 Gefangene eingebracht. Bald darauf einsetzende Vorstöße der Russen nördlich des Magyaros sind gescheitert.

Die Kämpfe zwischen Ochrida- und Prespasee und bei Monastir scheinen einen vorläufigen Abschluß gefunden zu haben. Vom 12. bis zum 21. März wiederholten sich täglich die Angriffe der Franzosen, die dazu beträchtliche Teile ihrer 76., 156. und 57. Division sowie mehrere Kolonialregimenter eingesetzt haben. Am 15. und 18. März vom Feinde errungener Geländegewinn wurde durch unsere Gegenangriffe am 20. und 21. März wettgemacht; die beherrschenden Höhen im Berggelände westlich und nördlich des Beckens von Monastir, die das Ziel der Franzosen waren, sind fest in unserer Hand.

Den fremden Regierungen ist mitgeteilt worden, daß künftig im Gebiet des Nördlichen Eismeeres östlich 24 Grad östlicher Länge, südlich 75 Grad nördlicher Breite mit Ausnahme der norwegischen Hoheitsgewässer jedem Seeverkehr ohne weiteres mit allen Waffen entgegengetreten werden wird.

China hat die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abgebrochen.

25. März 1917.

In einem Gefecht bei Vregny (nordöstlich von Soissons) wurden französische Bataillone verlustreich zurückgeschlagen. Bei Soupir und bei Cerny auf dem Nordufer der Aisne brachen in kraftvollem Sturm unsere Stoßtrupps nach wirksamer Feuervorbereitung in die französischen Linien und kehrten mit Gefangenen zurück.

In Luftkämpfen verloren die Engländer und Franzosen 17 Flugzeuge. Oberleutnant Freiherr v. Richthofen brachte den 30., Leutnant Voß seinen 16. und 17. Gegner zum Absturz.

26. März 1917.

Im Hügelgelände südwestlich von St-Quentin stießen unsere Truppen gegen die über Somme und Crozatkanal vorgedrungenen französischen Kräfte vor und fügten ihnen in heftigem Gefecht starke Verluste zu. 100 Gefangene, mehrere Maschinengewehre und ein Infanteriegeschütz sind eingebracht worden. Östlich des Ailettegrundes und gegen die Linie Leuilly-Neuville führte der Gegner erhebliche Teile mehrerer Divisionen nach lebhaftem Artilleriefeuer zum Angriff gegen unsere vorgeschobenen Abteilungen, die den an einzelnen Stellen dreimal anlaufenden Feind verlustreich abwiesen. Bei Craonnelle, nördlich der Aisne, ist ein Vorstoß der Franzosen im Nahkampf gescheitert.

Am 24. März abends griff ein Fliegergeschwader Dünkirchen an. Mehrere Brände wurden beobachtet.

Gestern verlor der Feind in Luftkämpfen 11 Flugzeuge.

27. März 1917.

Roisel am Colognebach ist nach mehrmaligem vergeblichen Vorstoß vom Feinde besetzt worden.

Südöstlich von Baranowitschi gelang ein gut angelegter und kraftvoll durchgeführter Vorstoß. Die auf dem Westufer der Schara gelegenen russischen Stellungen zwischen Darowo und Labusy wurden gestürmt, über 300 Russen gefangen, vier Maschinengewehre und sieben Minenwerfer erbeutet. Westlich von Luzk, nördlich der Bahn Zloczow-Tarnopol und bei Brzezany griffen nach heftigen Feuerwellen russische Bataillone an; sie sind verlustreich abgewiesen worden. Gegen den Magyaroskamm vordringende russische Kräfte wurden zurückgeschlagen.

Im Görzischen drangen Abteilungen des Infanterieregiments Nr. 100 südlich von Biglia in die feindlichen Stellungen ein, nahmen 9 Offiziere und 306 Mann gefangen, erbeuteten ein Maschinengewehr und einen Minenwerfer und behaupteten sich gegen mehrere Gegenangriffe.

Nordwestlich von Monastir haben die Franzosen erneut angegriffen. Mehrere starke Vorstöße schlugen im Nahkampf fehl; westlich von Trnova hat der Feind in einem schmalen Grabenstück Fuß gefaßt.

28. März 1917.

Auf dem Gefechtsfelde vom 26. März zwischen Lagnicourt und Marchies wurden etwa 1000 tote Engländer gezählt. Gestern erlitten die Franzosen auf dem Westufer der Oise bei La Fère beim Scheitern eines Vorstoßes blutige Verluste. In der Champagne wurden einige französische Gräben südlich von Ripont genommen. Dort und bei Unternehmungen südlich von St-Souplet und bei Tahure sind 300 Franzosen gefangen, mehrere Maschinengewehre und Minenwerfer erbeutet worden.

Die Beute aus den Kämpfen an der Schara hat sich auf 20 Minenwerfer und 11 Maschinengewehre erhöht.

Am Magyaros schlug ein Angriff der Russen fehl. Südlich des Uztales wurde von unseren Truppen ein stark verschanzter Höhenkamm gestürmt und gegen mehrmaligen Gegenangriff gehalten. 150 Gefangene, einige Maschinengewehre und Minenwerfer blieben in unserer Hand.

29. März 1917.

In der Champagne schlugen mehrere im Laufe des Tages unternommene Angriffe der Franzosen zur Wiedergewinnung der ihnen entrissenen Gräben verlustreich fehl. Auf dem linken Maasufer scheiterte ein auf breiter Front gegen die Höhe 304 vorbrechender Angriff im Feuer, an einer Stelle durch Gegenstoß.

Das schwedische Kabinett Hammarskjöld ist zurückgetreten. Der König hat mit der Bildung eines neuen Kabinetts den früheren Minister und Universitätskanzler Swartz beauftragt.

30. März 1917

Zwischen Neuville-St-Vaast griffen kanadische Regimenter unsere Stellungen viermal während der Nacht an; sie sind stets verlustreich zurückgeschlagen worden.

Westlich von Dünaburg scheiterte ein Angriff mehrerer russischer Kompagnien in unserem Feuer.

Ein Kampf, der sich in der Umgegend von Gaza an der Sinaifront entwickelte, endete am Nachmittag des 27. März mit einem Siege der Türken. An diesem Kampfe beteiligten sich die englischen Streitkräfte mit etwa vier Divisionen. Auch zahlreiche schwere Artillerie und mehrere Panzerautomobile des Gegners nahmen an dieser Schlacht teil. Im Laufe des zweitägigen Kampfes erlitt der Feind schwere Verluste und ließ auf dem Schlachtfelde zahlreiche Tote. 200 Mann, darunter 1 Offizier, wurden gefangengenommen, 1 Panzerautomobil und 2 andere Automobile erbeutet. Der Feind zog sich in südwestlicher Richtung zurück, von den türkischen Truppen verfolgt.

In der Nacht vom 28. zum 29. März haben Teile unserer Seestreitkräfte das Sperrgebiet vor der Südostküste Englands gestreift. Außer dem bewaffneten englischen Dampfer „Mascotte" (1096 Br.-R.-T.), der acht Seemeilen östlich von Lowestoft angetroffen und durch Artilleriefeuer versenkt wurde, sind weder feindliche Streitkräfte noch Handelsverkehr gesichtet worden. 7 Mann der Besatzung des Dampfers „Mascotte" wurden gefangengenommen.

Nach den jüngsten Nachrichten über den Kampf bei Gaza stellte sich bei Aufräumung des Schlachtfeldes heraus, daß die Engländer dort mehr als 3000 Tote zurückgelassen haben. Die Zahl der erbeuteten Maschinengewehre hat sich auf 12 erhöht, die der Schnelladegewehre auf 20.

Ein türkisches Unterseeboot hat am 25. März im Golf von Alexandria einen englischen Transportdampfer von 7000 t versenkt und Teile der Besatzung gefangengenommen.

31. März 1917.

Ein nächtlicher Vorstoß englischer Abteilungen beiderseits von Loos scheiterte im Nahkampf. Ein Angriff englischer Bataillone erfolgte zu beiden Seiten der Straße Péronne-Fins. Bei Metz-en-Couture wurde der Feind abgewiesen, weiter südlich erreichte er Heudicourt und Ste-Emilie. Die Franzosen erlitten in Gefechten nordöstlich von Soissons in unserem Feuer schwere Verluste. In der Champagne wurde um die Höhen südlich von Ripont hartnäckig gekämpft. Auf den Flügeln seines Angriffsstreifens wurde der Franzose abgewiesen; in der Mitte drangen seine Sturmtruppen für einige Stunden in unsere Gräben, die dann durch die Stoßtrupps der im Angriff und zähen Ausharren bewährten dort stehenden Divisionen vom Feinde wieder gesäubert wurden.

Am Bistritztal wurden bei Vorstößen in die russischen Gräben östlich von Kirlibaba und südlich von Mestecanesci über 200 Mann gefangen und mehrere Maschinengewehre erbeutet.

1. April 1917.

Zwischen Lens und Arras sind in breiter Front geführte Vorstöße starker englischer Erkundungsabteilungen gescheitert. Angriffe mehrerer Bataillone auf das von uns gehaltene Dorf Henin-sur-Cojeul (südöstlich von Arras) wurden abgewiesen. Zwischen der Straße von Péronne nach Gouzeaucourt und der Niederung des Omignonbaches haben die Engländer in verlustreichen Gefechten ihre Linien um 2 bis 3 km vorgeschoben.

2. April 1917.

Zwischen Arras und Aisne haben sich gestern und erneut heute morgen Gefechte entsponnen, vornehmlich zwischen den von Bapaume auf Croisilles und auf Cambrai führenden Straßen sowie auf beiden Somme-Ufern westlich von St-Quentin. Engländer wie Franzosen setzten starke Kräfte ein, die infolge unserer Artilleriewirkung mehrfach zurückfluteten und nur unter erheblicher Einbuße, auch von 50 Gefangenen und einigen Maschinengewehren, unseren befehlsgemäß ausweichenden Truppen Boden abgewannen. Auch zu beiden Seiten des Oise-Aisne-Kanals und auf der Hochfläche von Vregny kamen französische Angriffe in der vollen Wirkung unserer Batterien nur verlustreich und wenig vorwärts.

Gegen die Grenzhöhen zu beiden Seiten des Uztales setzten die Russen nach starker Artilleriewirkung zu einem Angriff in 7 km Breite an. Ihre Sturmwellen brachen in unserem Feuer, an einer Stelle im Nahkampf, zusammen. Kleinere Vorstöße seitlich des Hauptangriffs scheiterten gleichfalls.

3. April 1917.

Die gewaltsamen Erkundungen der Engländer und Franzosen im Kampfgebiet nordöstlich von Bapaume und westlich von St-Quentin wurden von starken Kräften ausgeführt. Sie verliefen für den Feind äußerst verlustreich. Bei Noreuil wurden von uns über 300 Engländer gefangen zurückgeführt; sie gerieten jedoch in englisches Maschinengewehrfeuer, so daß nur 60 unsere Linien erreichten.

Im Luftkampf verlor der Feind 4 Flugzeuge, von denen 2 durch Oberleutnant Freiherrn v. Richthofen abgeschossen wurden.

An der italienischen Front beträgt die Zahl der im ersten Vierteljahr von den österreichisch-ungarischen Truppen eingebrachten Gefangenen 57 Offiziere, 2587 Mann und als Beute 2 Geschütze, 51 Maschinengewehre sowie 7 Minenwerfer.

Wilson forderte heute abend den Kongreß auf, zu erklären, daß zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland der Kriegszustand bestehe.

4. April 1917.

Westlich von St-Quentin und zwischen Somme und Oise setzten die Franzosen ihre heftigen Erkundungsangriffe fort. Mit blutigen Opfern erkauften sie Boden, der von uns schrittweise preisgegeben wurde. Bei Laffaux, an der von Soissons nach Nordosten führenden Straße, scheiterten nach starkem Feuer einsetzende französische Vorstöße.

9 feindliche Flugzeuge und 2 Fesselballone sind von unseren Fliegern abgeschossen worden.

Am mittleren Stochod wurde der von den Russen auf dem Westufer gehaltene Brückenkopf von Toboly von unseren Truppen, denen beträchtliche Beute in die Hand fiel, genommen.

5. April 1917.

Nördlich der Straße Péronne-Cambrai setzten nach mehrmals gescheiterten Vorstößen die Engländer abends zum Angriff starke Kräfte ein, denen unsere Truppen wieder erhebliche Verluste zufügten und dann auswichen.

Bei Laffaux wurde ein Vorstoß der Franzosen zurückgewiesen. Unsere Batterien brachten ein Munitionslager bei Vendresse (nördlich der Aisne) zur Entzündung; Erderschütterung und Knall wurden bis 40 Kilometer hinter der Front wahrgenommen.

Ein wirksam vorbereitetes und kraftvoll ausgeführtes Unternehmen nördlich von Reims ist gut gelungen. Wir brachten dem Feind eine blutige Schlappe bei und machten über 800 Gefangene.

Auf der Crvena Stena, westlich von Monastir, wurden den Franzosen einige ihnen aus den letzten Kämpfen verbliebene Gräben wieder entrissen.

6. April 1917.

Auch an der Aisnefront kam es im Anschluß an unser in dem beabsichtigten Umfange voll geglücktes Unternehmen bei Sapigneul, nördlich von Reims, zu lebhaftem Feuerkampf. Wir haben dort 15 Offiziere, 827 Mann gefangen, 4 Maschinengewehre und 10 Minenwerfer mit viel Munition erbeutet. Ein französischer Gegenangriff zwischen Sapigneul und La Neuville ist abgewiesen worden.

Ein bis Douai vorgedrungenes englisches Geschwader von 4 Flugzeugen wurde durch eine unserer Jagdstaffeln angegriffen und vernichtet. Alle 4 Flugzeuge liegen hinter unseren Linien; Oberleutnant Freiherr v. Richthofen hat davon 2 als seinen 35. und 36. Gegner abgeschossen. Außerdem verlor der Feind 8 Flugzeuge im Luftkampf, 2 durch Abschuß von der Erde. Von uns werden 3 Flugzeuge vermißt.

Ein nach Minensprengung gegen die Höhe Popielicha (südwestlich von Brzezany) vorbrechender Angriff der Russen scheiterte.

Bei Wegnahme des russischen Brückenkopfes von Toboly am Stochod am 3. April fielen in unsere Hand: 130 Offiziere, über 9500 Mann, 15 Geschütze und etwa 150 Maschinengewehre und Minenwerfer sowie viel Kriegsgerät aller Art.

Seit den am 30. März veröffentlichten U-Bootserfolgen sind nach den bis heute eingegangenen Sammelmeldungen weiterhin insgesamt 134000 Brutto-Registertonnen von unseren U-Booten versenkt worden.

Präsident Wilson hat den Kriegsantrag sowie eine Proklamation über den Kriegszustand mit Deutschland unterzeichnet.

7. April 1917.

Die Franzosen beschossen St-Quentin. Bei Laffaux, nordöstlich von Soissons, scheiterte ein französischer Vorstoß. Ein Angriff der Franzosen zur Wiedernahme der ihnen entrissenen Gräben bei Sapigneul wurde verlustreich abgewiesen. Auf dem linken Maasufer griffen nach starker Feuervorbereitung französische Bataillone am Walde von Malancourt dreimal, aber stets vergeblich an.

Die Gegner setzten starke, zusammengefaßte Luftstreitkräfte ein; sie erlitten schwere Verluste. Mehrere der feindlichen Geschwader können als vernichtet gelten. Leutnant Voß schoß sein 24. Flugzeug, Leutnant v. Bertrab 4 Gegner im Luftkampf ab. Zwischen Soissons und Reims unternahm der Feind einen einheitlichen Angriff gegen unsere an dieser Front stehenden Fesselballone. Nur 2 Ballone wurden abgeschossen; ihre Beobachter landeten im Fallschirm. Die Gegner verloren gestern 44 Flugzeuge, davon im Luftkampf 33, durch Abwehrkanonen 8, durch Notlandung hinter unseren Linien 3; ferner durch Luftangriff 1 Fesselballon. 5 unsere Flieger sind nicht zurückgekehrt.

Der Kaiser und König hat an den Reichskanzler und Präsidenten des preußischen Staatsministeriums Dr. v. Bethmann Hollweg einen Erlaß gerichtet, in dem es heißt: „Bestrebt, in fest bewahrter Einheit zwischen Volk und Monarchie dem Wohle der Gesamtheit zu dienen, bin ich entschlossen, den Ausbau unseres inneren politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens, so wie es die Kriegslage gestattet, ins Werk zu setzen.

Nach den gewaltigen Leistungen des ganzen Volkes in diesem furchtbaren Kriege ist nach meiner Überzeugung für das Klassenwahlrecht in Preußen kein Raum mehr. Der Gesetzentwurf wird ferner unmittelbare und geheime Wahl der Abgeordneten vorzusehen haben.

Das Herrenhaus wird den gewaltigen Anforderungen der kommenden Zeit besser gerecht werden können, wenn es in weiterem und gleichmäßigerem Umfange als bisher aus den verschiedenen Kreisen und Berufen des Volkes führende, durch die Achtung ihrer Mitbürger ausgezeichnete Männer in seiner Mitte vereinigt."

8. April 1917.

Nahe der Küste und im Wytschaetebogen stießen nach heftiger Feuerwirkung an mehreren Stellen starke Erkundungsabteilungen gegen unsere Stellungen vor; sie sind vor den Hindernissen, südöstlich von Ypern im Nahkampf, bei dem einige Gefangene in unserer Hand blieben, abgewiesen worden.

Die Kathedrale von St-Quentin wurde durch mehrere Treffer beschädigt.

Ein neuer Versuch der Franzosen, bei Laffaux Boden zu gewinnen, schlug in unserem Feuer verlustreich fehl.

Gestern wurden 12 feindliche Flugzeuge im Luftkampf, 1 durch Abwehrfeuer, heruntergeschossen.

Im Monat März haben unsere Gegner — dabei auch die schon lange vor Erklärung des Kriegszustandes im französischen Flugwesen vertretenen Amerikaner — im Westen, Osten und auf dem Balkan 161 Flugzeuge und 19 Fesselballone durch unsere Angriffs- und Abwehrmittel verloren. Hiervon sind durch Luftangriff 143 Flugzeuge und die 19 Ballone, durch Feuer von der Erde aus 15 Flugzeuge abgeschossen worden, 3 feindliche Flugzeuge durch unfreiwillige Landung hinter den Linien in unseren Besitz gekommen. Der deutsche Verlust beträgt 45 Flugzeuge, keinen Fesselballon.

Nummer 3852. 148. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7

Illustrirte Zeitung

Nr. 3852. 148. Band.



Zu der Riesenschlacht bei Arras: Generalfeldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern, der Oberbefehlshaber der gegen feindliche Übermacht heldenmütig kämpfenden deutschen Truppen des von der flandrischen Küste bis Soissons reichenden rechten Flügels der deutschen Westfront.

Im Felde nach dem Leben gezeichnet von dem Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Professor Hans v. Hayek.

Der Erfolg der sechsten Kriegsanleihe.

Von Professor Dr. Wygodzinski (Bonn).

Ein neuer großer Sieg im Kampfe gegen die ganze Welt ist errungen. Die sechste Kriegsanleihe hat das gehalten, was wir uns von ihr versprechen konnten. 12,770 Milliarden sind das vorläufige Ergebnis des zum sechsten Male wiederholten Rufs an das deutsche Volk, „silberne Kugeln“ für die Bedürfnisse des Krieges zu liefern. Zwei Umstände heben diese Anleihe aus dem Kreise der bisherigen heraus. Der eine ist die Tatsache, daß in den Ring unserer Gegner nunmehr auch offiziell die Vereinigten Staaten von Amerika, das kapitalreichste Land der Welt, eingetreten sind. Zwar gehörten diese längst zu unseren Feinden, die ja ihre ganze Finanzierung auf der amerikanischen Hilfe aufgebaut hatten. Aber es ist doch immerhin etwas anderes, ob man nur Gläubiger oder Teilhaber eines Geschäfts ist. Hindenburg hat vollkommen recht: um das investierte Kapital nicht zu opfern, ist den Amerikanern nichts übriggeblieben, als dem schwankenden Unternehmen mit ihrem ganzen Vermögen beizuspringen. Daß sie sich diese verstärkte Hilfe teuer bezahlen lassen werden, daß sie ihre „Risikoprämie“ einfordern werden, dürfte unbezweifelt sein. So verschlechtert sich damit die ohnehin schon sehr bedenkliche finanzielle Lage Englands und seiner europäischen Bundesgenossen durch den offiziellen Beitritt Amerikas noch mehr, wenn sie vielleicht auch für den Augenblick die drückendsten Sorgen um die Geldbeschaffung loszuwerden hoffen. Ganz sicher ist nicht einmal dies. Es ist zum mindesten etwas merkwürdig, daß die Bank von England jetzt zum zweiten Male binnen ganz kurzer Frist Offerten für fünfzig Millionen Pfund Schatzwechsel eingefordert hat, und zwar zu Bedingungen, die augenscheinlich für den Staat sehr ungünstig sind, da sich die Bank darüber völlig in Schweigen hüllt. Sollte der “big brother” jenseits des Ozeans auch schon knapp an Geld geworden sein? Auch das ist nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit, daß Amerika eben für seine eigenen Rüstungen Geld braucht. Man muß nicht alles glauben, was über den Umfang dieser Rüstungen aus dem Lande der „unbegrenzten Prahlereien“ verkündet wird; aber gering werden diese nicht sein. Man rüstet eben für alle Fälle.



Transport von Pferden über die Trümmer des Dorfes Boursies. (Phot. Carl Dransfeld, Hamburg.)



Die Überreste des Dorfes Boursies. (Phot. Carl Dransfeld, Hamburg.)

Was von Nordfrankreich übrigbleibt: Aus der feindlichen Artilleriezone bei Cambrai.

Gegenüber den Drohungen wie Unklarheiten der amerikanischen Erweiterung der Entente hat das deutsche Volk mit der neuen Kriegsanleihe geantwortet. Es hat gezeigt, daß es keinen finanziellen Bundesgenossen nötig hat, daß es nicht gezwungen ist, die demütigenden Bedingungen und die politische Fesselung einer Geschäftsverbindung mit einem ungeduldig gewordenen Gläubiger auf sich zu nehmen. Es ist und bleibt stark auch gegen eine Welt von Feinden. Wir dürfen wohl hoffen, daß dieser Sommer die endgültige Entscheidung in dem fürchterlichen Menschenringen bringen wird; scheint doch selbst die Natur uns zu Hilfe kommen zu wollen, indem sie durch die Weltmißernte unseren herrlichen Tauchbooten die Arbeit in unerwarteter Weise erleichtert. Aber selbst wenn die Verblendung unserer Gegner sie einen weiteren Versuch wagen lassen würde, beweist der neue Erfolg unserer Kriegsanleihe, daß wir auch in Zukunft imstande sein würden, aus eigener Kraft dem Reiche alle erforderlichen Mittel zur Kriegführung zur Verfügung zu stellen.

Dafür ist der zweite besondere Umstand entscheidend, nämlich, daß zwischen der fünften und der sechsten Kriegsanleihe die Einführung der Zivildienstpflicht liegt. Dieser kühnste Griff zu einer Zusammenfassung aller Volkskräfte für die Aufgaben des Krieges ist von unseren Gegnern ähnlich begrüßt worden wie alle unsere organisatorischen Maßnahmen; man hat sie auf der einen Seite nachgeahmt, auf der anderen aber als eine schwere Schädigung unserer Volkskraft bezeichnet. Insbesondere ist prophezeit worden, daß unser Wirtschaftsleben durch sie ruiniert werden würde. Wie falsch diese Prophezeiung war, haben gerade wieder die Riesenziffern der neuen Anleihe bewiesen. Sicherlich lag die Gefahr ungemein nahe, daß die Zivildienstpflicht mit ihren unvermeidlichen Eingriffen in die einzelnen Wirtschaften zu Stockungen und Schädigungen schwerster Art hätte führen können, die im Enderfolg die finanzielle Leistungsfähigkeit beeinflussen mußten. Nichts davon ist eingetreten. Die außerordentlich geschickte und verständnisvolle Durchführung des „Vaterländischen Hilfsdienstes“ durch das Kriegsamt hat nicht nur die vom Feinde erwarteten schweren Störungen des deutschen Wirtschaftslebens völlig vermeiden lassen, sondern sogar zu organisatorischen Kräftigungen der Wirtschaft und demgemäß zu Mehrleistungen geführt. Die Konzentration in der Schuhindustrie, die Zusammenlegung der großen Masse von Betrieben zu einer kleineren, leistungsfähigeren Zahl unter völliger Wahrung der Rechte der Besitzer der stillgelegten Betriebe, wie sie das Kriegsamt jetzt durchführt, zeigt den Weg zu diesem Ziel; es ist recht wahrscheinlich, daß manche dieser organisatorischen Einrichtungen wegen ihrer Bewährung den Krieg überdauern werden.

Die organisatorische Fähigkeit des deutschen Volkes zeigte sich nicht zum wenigsten bei der Durchführung der sechsten Anleihe selbst. Wer Gelegenheit hatte, in das große Triebwerk hineinzublicken, wird mit Bewunderung und Rührung daran denken, wie in allen Schichten des Volkes auf den großen Zweck hingearbeitet wurde, welche Fülle von Ideen, welcher breite Strom der Begeisterung zutage traten. Von den Verdiensten unserer Reichsbank und des ganzen großen deutschen Bankwesens in diesem Zusammenhange zu sprechen, erübrigt sich; jeder weiß nunmehr darüber Bescheid. Am eindrucksvollsten vielleicht war — ohne damit anderes in Schatten rücken zu wollen — die Arbeit im Heere und bei den Sparkassen. Jedes Regiment, jedes Bataillon wetteiferte, die höchsten Zeichnungen aufzuweisen; im Rekrutendepot, in der Etappe, im Schützengraben, überall das gleiche eindrucksvolle Bild. Die Sparkassen hatten es sich besonders zur Aufgabe gemacht, die kleinen und kleinsten Sparer heranzuziehen. Die Kriegsanleihe weist Stücke bis zu einhundert Mark hinunter auf; noch tiefer zu gehen, war technisch nicht möglich. Hier setzte die Arbeit der Sparkassen ein. Durch Sparbücher, durch Anteilscheine und ähnliche Einrichtungen wurde die Möglichkeit geschaffen, Zeichnungen bis zu einer Mark herunter entgegenzunehmen. Man darf nicht unterschätzen, welche Arbeit den Sparkassen mit diesen kleinsten Zeichnungen erwächst; die Zeichnung von einer Mark verlangt denselben, ja vielleicht einen höheren Arbeitsaufwand als diejenige von 10000 Mark. Die überlasteten Beamten haben hier wahrhaftig auch treuen Kriegsdienst geleistet.

Wenn die hohen Ziffern der Kriegsanleihe im allgemeinen wieder Rechenschaft abgeben von der ungebrochenen finanziellen Kraft des deutschen Volkes, so wird die ganze Bedeutung dieser Leistung erst klar, wenn man sich die Bedingungen im einzelnen vergegenwärtigt und diese mit den Bedingungen der Kriegsfinanzierung unserer Gegner vergleicht.



Aus dem Kampfgebiet vor Verdun: Handgranatenangriff deutscher Sturmpioniere auf eine französische Waldstellung.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Josef Correggio, Kriegsmaler bei der Armee des Deutschen Kronprinzen.

Das erste, was dabei in Betracht kommt, ist die Tatsache der festen Fundierung unserer Kriegsausgaben in dauernden Anleihen überhaupt. Wir betrachten dies als fast selbstverständlich, und trotzdem lag hier vielleicht die schwierigste Aufgabe überhaupt. Das beweist ein Blick darauf, wie England seine Kriegsbedürfnisse zu deck.n sich gezwungen sieht. Es wurde schon erwähnt, daß England jetzt schon wieder recht beträchtliche Summen von Schatzwechseln auf dem offenen Markte unterzubringen sucht, nachdem es erst vor kurzem eine große Anleihe emittiert hat. In Wirklichkeit hat England den größten Teil seiner Kriegsausgaben auf diese Weise decken müssen, also von der Hand in den Mund gelebt. Wie groß diese Ausgaben sind, weiß man nicht genau. Es ist zu berücksichtigen, daß einmal England auch seine Bundesgenossen finanzieren helfen muß, und daß es weiter einen großen Teil der Schiffahrt, des Einfuhrhandels, der Industrie (Bergbau!) während des Krieges verstaatlicht hat. Über diese beiden Punkte dringen naturgemäß überhaupt keine Angaben in die Öffentlichkeit. Man wird die englischen Kriegslasten bis Mitte April zum mindesten auf 4180 Millionen Pfund oder rund 83 Milliarden Mark schätzen können. Davon waren durch feste innere Anleihen bis zum Beginn dieses Jahres nur 19 Milliarden Mark gedeckt. Es kam die dritte — die „Siegesanleihe“ — im Februar unter Anwendung unerhörter Pressionsmittel; stellte doch Bonar Law eine Zwangsanleihe in Aussicht. Das „neue Geld“, das diese Anleihe brachte, beläuft sich nach den Angaben des gleichen Staatsmannes auf 17 Milliarden Mark. Es wären also insgesamt in England durch feste innere Anleihen jetzt erst 36 Milliarden gedeckt, während Deutschland schon im Herbst vorigen Jahres 47 Milliarden untergebracht hatte, und es bliebe eine schwebende Schuld von einem Betrag, der wohl hinter 40 Milliarden nicht zurückbleibt. Das heißt also: während Deutschland seine Kriegsschulden nach einem genau vorher festgelegten und bekannten Plane durch eine lange Reihe von Jahren hindurch langsam abtragen kann, ist England gezwungen, entweder durch eine phantastische Steuerüberbürdung, wenn nicht Vermögenskonfiskation seiner Bürger in kürzester Zeit diese Riesensummen zurückzuzahlen — oder doch wieder den Versuch zu machen, die schwebende Schuld in eine feste umzuwandeln. Wenn diese Versuche bisher mit einem so kläglichen Mißerfolg endeten, so lag dies daran, daß England eben immer wieder sich dagegen sträubte, die geradezu vernichtenden Bedingungen und Zinssätze, zu denen allein es nur noch Geld bekam, durch eine feste Anleihe zu verewigen. Bis zu 10 Prozent ist ihm für kurzfristige Darlehen von den guten Freunden in Amerika schon abgefordert worden. Dieses ständige Sinken des englischen Kredits zeigt sich schon deutlich auch bei seinen festen Anleihen.

Vor dem Kriege war England, das als „Weltbankier“ über die Gelder aller handeltreibenden Völker verfügte, an Zinssätze gewöhnt, wie sie ähnlich günstig kein anderes Land kannte; nur Frankreich, bei dem der Kapitalreichtum eines Rentnerlandes einer geringen Nachfrage wegen mangelnden Unternehmungsgeistes gegenüberstand, kam noch tiefer. Der Diskontsatz war vor dem Kriege in Deutschland durchschnittlich immer ein Prozent höher als in England und anderthalb als in Frankreich. Wie liegt es nun? Deutschland hat an einer Verzinsung seiner Kriegsanleihen festhalten können, die sich unter Berücksichtigung des Kursstandes auf etwa 5,10 Prozent beläuft, Frankreich und England dagegen müssen für die Schatzanweisungen, mittels deren sie jetzt den Krieg zu finanzieren gezwungen sind, mindestens 6 Prozent bezahlen. Gegenüber dem Durchschnittsmarktdiskontsatz des Jahres 1912 hat Deutschland seine Kriegsschulden um etwa 3/4 Prozent teurer zu bezahlen, England dagegen um 2 1/3, Frankreich sogar um fast 3 Prozent.

Es ist nun selbstverständlich, daß die Verzinsung des vornehmsten Staatspapiers nicht ohne Rückwirkung auf die gesamten Geld- und Kreditverhältnisse des Landes bleiben kann. Die außerordentliche Steigerung des Anleihezinsfußes in England führt automatisch zu einer gleichen Steigerung des Zinsfußes überhaupt, insbesondere auch für den Industriekredit. Die Kosten der Produktion steigern sich entsprechend, so daß England nicht nur durch die erhöhten Anleihezinsen, sondern auch durch die Preise, die es für alle Kriegslieferungen zu bezahlen hat, immer tiefer in die finanzielle Verstrickung einer ungeheuren Schuldenlast hineingerät. Die steigenden Produktionskosten spürt aber auch in den sich daraus ergebenden erhöhten Preisen jeder englische Haushalt, spürt vor allem auch der englische Ausfuhrhandel, der dadurch auf dem Weltmarkte seine Aussichten immer mehr beeinträchtigt sieht.

Nach diesen Betrachtungen erst vermögen wir die ganze Bedeutung unseres neuen „Anleihesieges“ zu übersehen. Er zeigt einmal den ungebrochenen und nicht zu brechenden Siegeswillen des deutschen Volkes. Es bedurfte nicht dieses neuen Zeugnisses dafür; aber des Eindruckes auf unsere Gegner wird es nicht verfehlen. Er zeigt zweitens unsere finanzielle Stärke ohne jede Hilfe von außen, während unseren Gegnern auch finanziell der ganze Erdball offen steht; ohne das Lockmittel einer gegenüber den früheren Anleihen steigenden Verzinsung haben wir wieder die Mittel aufgebracht, die die Kriegführung von uns forderte. Damit aber haben wir endlich gezeigt, daß die deutsche Volkswirtschaft unter Bedingungen zu arbeiten vermag und weiterarbeiten wird, wie sie keiner unserer Gegner der seinigen zu schaffen vermochte. Der durchschnittliche Zinsfuß des Landes ist durch die Kriegsanleihen kaum merkbar gesteigert worden, der Englands und Frankreichs dagegen fast verdoppelt. Wir haben damit einen Vorsprung gewonnen, den unsere Gegner auch im Frieden einzuholen kaum imstande sein werden. So haben wir im Kriege bereits den Grund gelegt zu einer Wirtschaftstätigkeit im Frieden, welche die Wunden zu heilen bestimmt ist, die der Krieg schlug.

Geheimdienst.

Von Karl Hildebrand, Leipzig.

Das Bekanntwerden der deutschen Pläne in den amerikanischen Regierungskreisen, ganz unbekümmert um das Wie und Wo, fällt unter das Kapitel des politischen Geheimdienstes, des neuzeitlich umgestalteten Erbes der früheren „schwarzen Kabinette“, die in einigen Zügen in Erinnerung zu bringen, jetzt nicht uninteressant sein dürfte. Diese Einrichtung für systematische Brieferbrechung zu politischen Zwecken kann nun bald auf eine dreihundertjährige Ausübung ihrer lichtscheuen Tätigkeit mit der großen Wirkung in die Ferne zurückblicken. Das Geburtsjahr ist 1628; der Geburtsort das Postamt zu Paris und der Urheber Richelieu, der Meister der gewissenlosesten List und jedes Mittels, des scharfen wie des geschmeidigen. Sein gelehrigster Schüler war dann wohl Ludwig XIV., der jährlich 300000 Livre für diese Kunst, die zugleich sein „königliches Pläsier“ war, ausgab. Denn eine Kunst war unter ihm die Durchsuchung und Wiederschließung der Briefe geworden. Die Stätte machte den Eindruck eines chemischen Laboratoriums. Da gab es Siegel aller Arten, Petschafte in großer Menge, Werkzeuge zum Ablösen, Agenzien zum Auflösen der Siegel und zum Fälschen der Briefe. Da saßen eine Menge Beamte, sorgfältig ausgewählte Beamte, die Abschriften nahmen, Auszüge machten, Handschriften nachahmten, falsche Briefe entwarfen mit verräterischen Fragen, verderblichen Ratschlägen und verhängnisvollen Anschuldigungen.

Für Ludwig XIV. war das alles, namentlich in seinem Alter, zugleich ein königliches Vergnügen. Die Maintenon hielt ihn damals straff am Zügel, und so sollte er wenigstens an fremden Liebschaften seine Freude haben. Fast täglich konnte seine geheime Polizei mit laufenden Intrigen und frischen Abenteuern und süßen Geheimnissen aufwarten, die sie aus jener trüben Stelle im Pariser Postamte geschöpft hatte.

Die einzelnen, nicht systematisch betriebenen Verletzungen des Briefgeheimnisses sind so alt wie das Briefschreiben selbst. Schon der griechische Schriftsteller Lucian im zweiten Jahrhundert n. Chr. erzählt davon in seinen mit unerschöpflicher Laune und derbem Spotte geschriebenen Zeitgeschichten. Die Briefentweihungen gingen dann auch neben der staatlichen Einrichtung des Postwesens her. Luthers Briefe nach Leipzig wurden nicht nur einmal von der scharfen Kontrolle des Herzogs Georg erreicht und erbrochen. In seiner „Schrift von heimlichen und gestohlenen Briefen“ aus dem Jahre 1528 können wir Genaueres darüber nachlesen. Das wurde auch nicht besser, sondern bedeutend schlechter, als die Thurn und Taxis 1543 die deutschen Postlinien einrichteten. Karl V. hatte im Schmalkaldischen Kriege so leichtes Operieren, weil er durch seinen Postmeister die Geheimnisse seiner protestantischen



Aus dem Kampfgebiet an der Somme: Ausgrabung Verschütteter durch ein Pionierkommando im starken englischen Feuer bei Morval.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Karl Mohr.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Maasbrücke unter Feuer. Nach einem Gemälde für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem im Westen zugelassenen Kriegsmaler C. Felber-Dachau.

Gegner kannte. Die Thurn und Taxis sind deshalb so schnell reich geworden und an Ehren gestiegen, weil sie jederzeit ihre Post der kaiserlichen Politik zur Verfügung stellten.

Wie das ganze Treiben Ludwigs XIV., so färbte nun auch sein cabinet noir in Deutschland ab; es kam auch hier zur systematischen Gestaltung der Briefentweihung. Man nannte anfangs die geheimnisvollen Stätten, die sich in Regensburg, Augsburg, Mainz, Hamburg auftaten, Brief„logen“; sie kümmerten sich aber nur um Staatsgeheimnisse, um den Briefwechsel von Diplomaten und Bankiers. Eine klassische Briefloge war in einem Flügel der Wiener Hofburg, der sogenannten Stallburg, eingerichtet worden, die dadurch erst in den unangenehmsten Geruch kam. Es war das Abbild der Pariser Einrichtung. War die Wiener Post um 7 Uhr geschlossen worden, so fuhren die Wagen scheinbar ihre Route, in Wirklichkeit aber auf Umwegen nach dem Hofe der Stallburg, deren Tor sogleich sich schloß. Nun wurden die Beutel geöffnet, die Briefe sortiert und die verdächtigen bearbeitet. Die Beamten waren bis auf die Stunden ihrer Erholung unter geheimer Kontrolle.

Ihre Glanzzeit hatte die Stallburg unter Kaunitz. Gerade wie Wilson die Mitteilung des Staatssekretärs Zimmermann eher kannte als der deutsche Gesandte in Mexiko, so las Kaunitz die Depeschen Friedrichs des Großen früher als sein Wiener Gesandter. Friedrich hat es nie erfahren, daß seine Kuriere bis auf zwei bestochen waren. Hinter Pirna nahe der böhmischen Grenze stand einsam ein Haus mit Schuppen für Wagen und Pferde. Hier stiegen die bestochenen Kuriere vom Pferde und setzten sofort die Reise im Wagen fort. Während der schnellsten Fahrt wurde mit Hilfe des Schlüssels die Geheimschrift entziffert und abgeschrieben. Der Kurier bestieg vor Wien sein Pferd, und Kaunitz hatte einen Vorsprung von zwei bis drei Stunden.

Die Taxissche Post machte es mit Friedrich dem Großen nicht viel besser. Sein Briefwechsel mit dem Mainzer Gesandten über polnische Verhältnisse wurde gemißbraucht; der preußische Gesandte erfuhr es und machte einen riesigen Lärm. Das ist einer der wenigen Fälle, wo das schwarze Treiben der Reichspost aufgedeckt wurde.

August der Starke ahmte sein großes französisches Vorbild auch nach dieser Seite hin nach.



Das Rathaus in St-Quentin.

Das Kabinett des Grafen Brühl und seines Hofrates Siepmann gelangten zu trauriger Berühmtheit. Friedrich der Große machte in der Bestechung des sächsischen Kanzlisten Menzel, der summarisch die heimlichen Kriegsvorbereitungen Sachsens, Österreichs, Frankreichs und Rußlands gegen Preußen verriet, einen nicht üblen Gegenschlag; und in Wien hatte er mit einer anderen Methode gleich großen Erfolg, die die üble Gewohnheit Maria Theresias ausnutzte, die wichtigsten Vorgänge der Politik den Damen ihrer Umgebung mitzuteilen, ohne sich etwas Schlimmes dabei zu denken, — ein lehrreiches Beispiel für unsere Verhältnisse während des Weltkrieges. Friedrich baute nicht ohne Grund noch einmal auf die Harmlosigkeit, nämlich auf die Harmlosigkeit eben jener Damen ihren Kammerzofen gegenüber und wußte in die Umgebung dieser Mädchen hübsche, junge Burschen aus Preußen zu bringen, die etwas Unwiderstehliches an sich hatten, und die es verstanden, neben anderen Geheimnissen auch die politischen für sich zu gewinnen.

Die Stallburg gelangte nach 1814 unter dem guten, aber sehr mißtrauischen Franz zu einer zweiten Blüte. Gleich dem alternden Ludwig XIV. war täglich früh sein erstes Geschäft, die Berichte der geheimen Polizei zu lesen, und das Schlimme dabei war, daß ihm allerlei Klatschereien und Zuträgereien nicht nur besonders zusagten, sondern daß er ihnen einseitig vertraute und danach handelte und so die tüchtigsten Beamten und die nächsten Anverwandten ungerecht von sich stieß.

In der Zeit der Demagogenriecherei lebte das alte System der schwarzen Kabinette noch einmal kurz auf; in Frankfurt a. M. und in Eisenach sollen sie besonders gut gearbeitet haben.

Daß in der neuen Politik nicht gänzlich auf geheime Tätigkeit verzichtet wird, ist bekannt und nicht verwunderlich; ebenso bekannt ist, daß ihre Fühler feiner geworden sind und ihre Schutzmittel dichter. Und so ist der Name nicht mehr am Platze. Die amerikanische Methode, die man jetzt drüben angewandt hat, scheint aber doch in etwas in die grobe frühere Manier zurückzufallen.

Blick auf die aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende Kathedrale von St-Quentin.

Opfer französischer und englischer Barbarei.

Aus dem Bericht der Obersten Heeresleitung vom 14. April 1917: „Seit dem 7. April werden die inneren Stadtteile von St-Quentin in zunehmender Stärke von feindlicher Artillerie aller Kaliber willkürlich beschossen. Justizpalast, Kathedrale und Rathaus sind bereits schwer beschädigt.“



Ein Gasschutzkasten bei Gasangriffen für Brieftauben im Unterstand.



Transport der Tauben zur Brieftaubenstation in die vordersten Stellungen. Zum Schutz gegen Gasangriffe wird ein Gasschutzkasten mitgeführt (siehe das Bild links).

Brieftauben im deutschen Heeresdienst.

Mit dem U-Boot in den Atlantik. / Von Marine-Oberingenieur Joh. Kirchner

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt." Einen andern Klang, als in Friedenszeiten gesungen, trägt das alte Volkslied im Weltkrieg hinaus. Unvergeßliche Lebensgeschichte und Romantik umfaßt es. Was werden sie alle zu erzählen wissen, wenn sie heimkehren, unsere Brüder von der Marne, von der Donau und dem Euphrat, den Karpathen und Rußlands weiten Ebenen, und die über das Meer fuhren, unserm grimmsten Feinde entgegen, von denen Ovids Wort gilt: „Caelum non animum mutant, qui trans mare currunt" — Den Ort mögen sie wohl wechseln, die über das Meer fahren, ihre Gesinnung aber nie!

Noch ein Tag, und unser Boot war zur Fernfahrt bereit. Werftzeit und Erprobungen lagen hinter uns; Wasser und Proviant, Torpedos und Geschosse, Reserveteile und Öl, alles war an Bord, und so ging es dann am 18. März, einem herrlichen Vorfrühlingstag, dem dicker Frühnebel gewichen war, stromabwärts auf Reede hinaus und an Kriegsschiffen und Wachfahrzeugen vorbei. Seite wird gepfiffen, ein letzter Abschiedsgruß von Schiff zu Schiff, und hinaus zieht die kleine Schar auf ihrem U-Boot. Ob wir euch wiedersehen, ihr entschwindenden Gestade, ihr grauen schwimmenden Festen, oder grüßen sie euch zum letztenmal, die zum Sterben bereit?

Wer von den Leuten Freiwache hat, steht auf dem Turmumbau, den Kopf nach achtern gewendet, den Blick übers Heck hinaus und die Zähne fest auf die kurze Holzpfeife gebissen. Der alte Smok will nicht recht ziehen, und keine Hand hilft nach, sie sind tief in der schwarzen Lederbuchse vergraben. War auch nichts im letzten Brief an Mutter zu Hause und die Braut vergessen? In der Schleuse war er noch von Bord gegeben. Wann wird euch mein erster Gruß wieder erreichen? Aber es wird kalt und dämmerig, man „verholt" sich lieber unter Deck, krabbelt die eisernen Stiege durchs Turmluk hinunter und schnackt unten im Heckraum an der Back noch ein bißchen. Da oben auf dem Turm wird schon gut aufgepaßt, und die drinnen wollen „den Zaun schon pinseln"! Also nur fort, ihr Gedanken, fort von der heimatlichen Scholle und auf zum fröhlichen Jagen!

Oben bläst der Wind so frisch ins Gesicht, Nordseestaub sprüht über uns; die Brust weitet sich, Nordseeluft hält Einzug, und in der Abendstille klingt an der Bordwand das Lied der grauen Flut. Die Iden des März liegen gerade hinter uns; nach Nord ist der Kurs den Äquinoktialstürmen entgegen. Mehr und mehr sollten wir Märzzeit und Nordsee in ihrer Harmonie spüren, je näher wir den Shetlandinseln kamen. Gegen Mittag wurden die ersten Skarries dieser nördlichsten englischen Inselgruppe gesichtet; es blies wieder einmal ganz übel, und die Nordspitze mochte weit ab sein, denn Felsen auf Felsen kroch langsam aus dem Dunstschleier heraus. Gegen einen heftigen Nordost kämpfte das Boot; bleiern lagen die Wolken auf dem Felsland. Es wollte und wollte nicht an uns vorüberziehen. Kamen wir noch vorwärts, oder hielten die Ölmotoren nur noch mühsam gegen Naturgewalt stand? Sie wollen durchgehen, die Umdrehungsanzeiger schwanken, die Schrauben kommen hoch, Brennstoffregulierung und Lager erfordern erhöhte Aufmerksamkeit. Unermüdlich tastet die öltriefende Hand von Ventil zu Ventil, von Nocke zu Nocke, die Füße sind in die Steigeisen gestemmt, und in Kopfhaar und Bart glitzert's wie Perlen. Öl und Schweiß liegen auf dem erhitzten Gesicht. Den Nacken läuft es herunter, das Wollhemd klebt, und kurz atmet die Brust. Beizender Dunst, undurchdringlich fast und matt vom Lichtschein der Deckenlichter durchflutet, umlagert die zitternden hohen Zylinder. Es hämmert und dröhnt, und dumpf hallt die brechende See in die Räume hinab. Wasser und Öl machen die Flurplatten glitschig, und Öltücher bedecken den Boden, saugen sich voll und werden wieder ausgerungen. Nur aufgepaßt! Die Bilgen gelenzt und keinen „Brandenburger" (Festbrennen der Lager) auf Dynamo- und Drucklager! Sie sind der Lebensnerv der treibenden Kraft.

Eine See nach der andern wälzte sich gegen das Boot, warf es von Tal zu Wellenberg und rüttelte an seinem stählernen Leibe, daß es erzitterte und krachte, wenn es, nach vorn gesenkt, mit seinen Tiefenrudern wie zwei mächtigen Flossen herabschlug und, peitschend die Flut, Welle und Gischt über sich warf. See und Himmel schienen eins und der Zutritt zum Nordatlantik uns versagt. Um acht Uhr abends hatten wir endlich das nördlichste Feuer in Sicht, und bald darauf auch die Nordspitze der Shetlands gerundet. Gottlob, die See kam nun von achtern, sie ging mit uns. Muskeln und Nerven konnten in ihrer höchsten Grenze entspannt werden. Wir atmeten auf. Das Krachen der Tiefenruder verstummte mehr, die Resonanz der mächtigen hohlen Tauchtanks klang dumpfer, die eintönig überlaufende See gab etwas Ruhe und Schlaf, Schlaf im Sinne von Dämmerzustand und in voller Kleidung. Der Atem hält an, und der Kopf erhebt sich vom Lager, wenn neben uns im Kommandantenraum die Turmpfeife ertönt und Meldungen kommen. Der Kommandant erhebt sich, das Nachtglas im Futteral am Lederriemen, und geht durch die Zentrale zum Turm. „Wir werden vielleicht tauchen müssen, voraus sind mehrere Lichter gemeldet", sind seine Worte im Vorübergehen. Das „vielleicht" ist beruhigend, es ist noch weit vom „Schnelltauchen" entfernt. Ich stehe auf, folge ihm und bleibe in meinem Bereich: der Zentrale. Die Regelertanks werden geprüft, in den einzelnen Räumen das Bilgewasser gelenzt, Ventilationsschieber und Außenbordsverschlüsse noch einmal angezogen und auf Befehl von oben gewartet. Langsam kommt der Kommandant vom Turm die steile Leiter zurück. Schon ein gutes Zeichen! Ich reibe mir die Hände und finde meine Freude bestätigt. „Die Lichter sind ausgewandert," sagt er, „wir können gut hinter ihnen vorbei."

Noch ein mitternächtlicher Rundgang durch die gesamte Maschinenanlage und -räume, und wir legen uns wieder auf unsere mehr oder weniger weiche Unterlage, erfreut, ein Tauchmanöver erspart zu haben und in unserer Marschroute nicht aufgehalten zu sein. Nichts Neues gab es bis zur nächsten Mittagsstunde, und so konnte wie alltäglich vorm Essen in aller Ruhe „Prüfungstauchen" vor sich gehen, jene praktische Erprobung über den jeweiligen Tauchbereitschaftszustand des Bootes. Das Turmluk wird geschlossen gemeldet, der Kommandant befiehlt „Alarm". Die Glocken rasseln durchs Boot, Tauchtanksklappen und Lüftungen öffnen sich, und das Boot fängt an zu sinken. Es ist zu leicht; das spezifische Gewicht des Seewassers ist gestiegen, Proviant und Frischwasser sind verbraucht, und die Regelertanks müssen gefüllt werden. Kurze Befehle und Rückmeldungen erfolgen, und nicht lange dauert es, daß das Boot vom Tiefenruderoffizier auf die befohlene Tiefe gebracht ist. „Zehn Meter liegen an", meldet er zum Turm. Von mir ist es in der Horizontalen „ausgetrimmt" und in bezug auf seine Schwere auf einwandfreies Arbeiten der Tiefenruder eingesteuert. Der Kommandant am Sehrohr nimmt meine Meldung entgegen, noch kurze Zeit wird zur Erprobung des Zustandes unter Wasser gefahren, dann „Auftauchen" von ihm befohlen. Die Entlüftungen werden geschlossen, ich gebe Preßluft, die Tiefenruder liegen für steigende Tendenz, und schnell hebt sich das Boot aus der Flut. „Beide Ölmaschinen klar", ruft der Rudergänger im Turm durchs Maschinensprachrohr. Anlaßluft faucht aus den geöffneten Indikatorhähnen der Motorenzylinder, die Pumpen für Brennstofförderung und Ölkühlung laufen, die Maschinentelegraphen läuten und gehen auf „Achtung". Die elektrischen Maschinen stoppen, Kuppelungen werden eingerückt und auf nötige Lose geprüft. Wieder rasselt der Telegraph, und mit „langsamer Fahrt" gehen die Dieselmotoren an. Nur wenige Minuten, sie sind durchwärmt und werden der Kommandobrücke für „große Fahrt" klar gemeldet. Schwach nur hörbar tönt noch einmal die Maschinenglocke, die Maschinen laufen große Fahrt, und der gleichmäßig schnelle Takt durchhämmert den Raum.

Ich komme etwas verspätet zum Essen, aber keineswegs deshalb zu kurz. Sei's gepriesen, noch ohne Fleischkarte wird hier an Bord getafelt! Bei meinem Weg von der Maschine hatte ich bereits in der Kombüse ein Auge in den elektrischen Kochtopf geworfen, dieses gelobte Land mit seinen gut gefüllten, aber ewig kaputen Töpfen. Vergebens sind alle eure Mühen, ihr Kochtopffirmen, wenn diese Nickeltöpfe in die Hände eines achtzehnjährigen gelernten Schlachters geraten, der von Elektrik so viel Ahnung hat wie früher seine Kühe vom Flötenspiel, und dem seine Ausbildungsstelle die Qualifikation zum Küchenchef gab, um sich selbst vor seinen gefährlichen Künsten zu bewahren. Alles, was in Konservenbüchsen fertig war, gelang unserm „Schmutt" (Schiffskoch) blendend, sofern die Anforderungen nicht ein Aufbrühen in der Blechbüchse im Wasser überschritten und er nicht mittlerweile in seinem Burgverlies „eingetorft" (eingeschlafen) war.

Gut, daß der Magen eine kleine Grundfüllung erhalten hatte, denn das Barometer fiel zusehends, wir „jumpten" wieder mehr und mehr, zwischen Nord und Nordwest wechselte der Wind, bald Wolken verjagend und die Sonne freigebend, bald Regenböen und feine Schneewände vor sich hertreibend über die langgezogene See, in der es sich wie weiße Adern zu leuchtenden Wellenkämmen emporzog. Gegen drei Uhr nachts lagen wir quer ab von den Seven Hunters mit dem Flammenfeuer, und gegen Morgen tauchten im ersten Frühsonnenschein die St. Kilda Rocks auf, zwei mächtige Felsen, in ihren Gipfeln schneebedeckt und scharf und zackig aus des Himmels Blau hervortretend. Weiter führte uns der Kurs in den Atlantik hinaus, dorthin, wo kein Mensch zuvor ein U-Boot gewähnt hätte, wo Meerestiefen von Hunderten von Metern unter uns lagen. Und gerade hier sollten wir in den Spätnachmittagsstunden uns unter Wasser bergen müssen. Schnell kamen vom östlichen Horizont vier starke Rauchsäulen näher, Masten und Brücke kamen heraus. — Schnelltauchen! Alarm! —

Im Nu war jeder auf seinem Platz, die Ölmaschinen stießen ihre letzte Luft in den Raum, Schieber wurden geschlossen, Kuppelungen ausgerückt, Maschinentelegraphen läuteten, und Schnellschlüsse öffneten sich. Es ist das Werk von Sekunden. Das Boot begann zu sinken, aber noch wollte es bei der schweren See nicht herunter. Es wurde geworfen, der Tiefenanzeiger sprang von fünf auf sieben Meter, und die Wellenberge wälzten sich dröhnend gegen das Turmkleid. Sekunden scheinen sich zu Minuten zu dehnen, da endlich muß das Boot dem Zufluten der Tanks, der äußersten Kraft der elektrischen Maschinen und dem Zwange seiner Tiefenruder gehorchen. Noch ein mächtiger Stoß von der See, und es schießt weit unter die Oberfläche auf zwanzig bis fünfundzwanzig Meter. Die Lenzpumpen arbeiten. „Höherkommen", ruft der Kommandant durchs Turmsprachrohr, und bald ist das Boot auf Gefechtstiefe eingesteuert. Unentwegt haften die Augen der Tiefensteuerer an der Wasserwage und dem Tiefenanzeiger. Unablässig werden die Ruder gelegt; die Tiefe muß beibehalten werden. Gelingt es nicht bei der schweren See, dann ist der Angriff verdorben, viele Mühe vergebens, unter Umständen alles verloren. Langzeitige Übung und Praxis, Übersicht und Kenntnis des Bootes in seinen Bewegungen gehören dazu, will der Kommandant sich absolut auf die Steuerung verlassen. Unser Reserveleutnant wird der Aufgabe meisterhaft gerecht, schon manchen Angriff hat er gesteuert, und auch heute muß sich die schwere See seinem Kommando am Tiefenruderstand fügen. Der Torpedooffizier meldet das klar befohlene Rohr bewässert und die Mündungsklappe geöffnet. Näher rückt der Schiffsriese auf uns zu, in Schußweite liegt er vor uns, als eine mächtige Zielscheibe mit seinen hohen Bordwänden, Aufbauten und ausgeschwungenen Rettungsbooten. Wenige Sekunden, und Millionen englischen Kapitals wären gewesen. Deinem Schwesterschiffe wärest du nahe gewesen am Grunde des Meeres! Deutsche Menschlichkeit ließ dich unbehelligt. Wenn Friede sein wird, dann gedenke „Mauretania" der siebenten Abendstunde des 22. März.

Noch eineinhalb Tage, und wir hatten die Südspitze Irlands erreicht und somit unser Operationsgebiet. Wenig Schiffsverkehr und reichlich funkentelegraphische Tätigkeit ließen darauf schließen, daß unsere Fahrt an der irischen Küste nicht ganz unbemerkt geblieben war und ihre bemerkten Warnungsrufe wohl ihren guten Grund hatten, zumal zwei andere Boote, die kurz vor uns den heimatlichen Hafen verlassen hatten, schon ausgiebig reinen Tisch gemacht zu haben schienen. Sonderlich lieb war es uns nicht, bei Unterwasserfahrt an der Küste sehen zu müssen, wie ein- und auslaufende Schiffe von Bewachungsfahrzeugen in Schutzgeleit genommen wurden und des stolzen Albions große Überseer unter Land dahinschlichen, das sie nachts angesteuert haben mochten.

Gleichgültig, ein Anfang mußte gemacht werden, und so tauchten wir mit Preßluft auf allen Tanks blitzschnell hinter einem von ihnen auf. Das Boot war kaum an der Oberfläche und die nötigen Luken offen, da ging am Dampferheck auch schon die amerikanische Flagge und im Mast ein roter Signalwimpel hoch, mit einer Fixigkeit, die nur aus gehaltener Bereitschaft zu erklären war. Unsere Anwesenheit war durch das Signal bemerkt worden, und wohl oder übel mußten wir vor dem hinzukommenden U-Bootjäger verschwinden. Die Stimmung war dadurch nicht sonderlich besser geworden, diese Trift schien abgegrast zu sein, und so ging es denn mit aufkommendem starken Westwind in den St.-Georgs-Kanal hinein. Die Küste war längst außer Sicht. Ein Sauwetter war wieder einmal oben. Die elektrischen Batterien waren eben aufgefüllt und „gestrichen voll" für Unterwasserfahrt bis zum nächsten Morgen. Die großen Lüfter liefen noch, hatten stundenlang die aus den Akkumulatorenzellen beim Aufladen aufsteigenden Knallgase abgesaugt und drückten nun zur bevorstehenden langen Unterwasserfahrt während der Nacht noch einmal Frischluft durchs Boot. Draußen war es diesig und unfreundlich: in der Nachtzeit hatten wir über Wasser nichts zu verlieren und wollten eben verschwinden, als der Wachoffizier durch den Rudergänger im Turm dem Kommandanten melden ließ: „Voraus drei Mastspitzen, anscheinend Segler."

Wenigstens doch etwas! Ein Anfang, und deshalb drauf zugehalten! Gut, daß wir bei diesem Anfang der Komödie den Ausgang noch nicht ahnten. Den Kahn hätten wir zum zweitenmal sicher nicht angehalten. Der Weg war ihm bald verlegt. Die Ouvertüre begann klangvoll mit einem Schuß aus dem vorderen Geschütz, nachdem unserer durch gesetztes Flaggensignal gegebenen Aufforderung, zu stoppen, nicht nachgekommen war. Der zweite und dritte Schuß fielen, da endlich gab der alte Herr das Rennen auf, ein Stück, aus der Takelage auf Deck gefallen, schien den Käpten an Deck gebracht und ihm die Lage plausibel gemacht zu haben. Die Segel gingen zum Teil herunter, er hatte beigedreht. Wir selbst waren ihm mittlerweile auf Rufweite nahe gekommen, nur war bei dem starken Winde und der hohen See keine Verständigung möglich. Ein Dutzend Menschen mochten drüben an Deck herumkrabbeln, immer die Mütze lüftend, aber keineswegs Anstalten treffend, ein Boot auszusetzen, um uns über Ladung und Reiseziel zu informieren. Es war ein Russe! Du armes Dussel, mußtest auch gerade der erste sein, der uns in englischen Gewässern zur Offensive nötigte. Wir wußten nun wenigstens, woran wir waren, und verstanden die große Gemütsruhe richtig, mit der drüben versucht wurde, ein Boot klar zu machen. An einem großen schweren Boot wurde herumhantiert, bis man es schließlich von seinem erhöhten Ruheplatz herunterhatte. Unter allgemeiner Betrachtung blieb es liegen, und man ging an ein zweites, weit kleineres. Wir trauten unseren Augen nicht, als dieses Ding von Nußschale über Bord gebracht wurde und einer nach dem andern, langsam über die Reeling kletternd, hinter ihr verschwand. Vom Boot war nichts zu sehen, der grausige Anblick des Umschlagens und Ertrinkens der ganzen Gesellschaft schien uns erspart zu bleiben. Wir hatten hinübergewinkt, doch nur zwei Mann zu schicken. Vergeblich! Immer wieder lüftete sich eine Mütze und verneigte sich jemand, um schließlich als Letzter selbst von Bord zu verschwinden. Einige Minuten mochten vergangen sein, noch glaubte jeder von uns, sie wieder zurückklettern zu sehen, da kam hinter dem Heck des Dreimasters ein kleines Boot hervor, brechend voll von Menschen, und was für welchen, als sie näher kamen und russische Zustände sich uns auf See ad oculos demonstrieren sollten.

„Herrgott!" meinte der Kommandant, „hätten wir doch bloß diesen Kahn laufen lassen, jetzt haben wir die verlauste Gesellschaft auf dem Hals." Ganz so schnell sollte es aber nicht gehen. Noch glaubte keiner, daß sie überhaupt an uns herankommen könnten. Die Nußschale mußte ja im nächsten Augenblick kippen. Aber im Gegenteil, dieser Akt sollte sich erst im letzten Moment abspielen, als das kleine weiße Boot längsseits von uns zu kommen suchte und zwei Nigger als die ersten, in bunte Lappen gehüllt, wie zwei Katzen auf ihren neuen Untersatz, unser Boot, herübergesprungen kamen. Das Herausspringen und eine heranrollende See taten das Ihrige. Einen Augenblick später, und wir sahen, wie in die Bordleisten sich Hände krallten, an die Schutzrahmen am Hinterschiff sich Arme klammerten und ein anderer Kerl mit seinem umgeschlagenen Boot schon weit über das Schiffsende hinaus abgetrieben war. Nun half kein Schimpfen, jetzt galt es, retten und Mensch sein. Und wie kamen unsere braven Matrosen und Heizer dieser inneren Aufforderung nach! Ich werde es nie vergessen, wie sie sich angeseilt über den Bordrand warfen, der überkommenden Seen nicht achteten und die ausgestreckten Arme, erst den einen, dann den andern faßten und die Leute an Bord zogen. Noch waren sie nicht alle über, noch jener Alte im treibenden Boot fehlte. Der Wind heulte, eine See nach der andern kam über Deck. Die Wollhemden waren zum Ausringen, die Lederhosen hingen schwer in ihren Leibriemen. Werden wir ihn noch bergen bei diesem Sturm, oder hob er zum letztenmal seine Hand aus den Wellen empor? Die Ölmaschinen sprangen an, ihr Auspuff sprühte über Deck, und im weiten Bogen hielt der Kommandant auf den im Wasser treibenden Bootsrand zu. An Bord waren alle übrigen durchs Luk ins Bootsinnere hinabbugsiert, der junge Käpten allein stand triefend an Deck und jammerte über den alten Vollbärtigen im Rettungsring und gesunkenen Boot, seinen alten Steuermann. Die Maschinen gingen zurück, wir wollten ihn fassen, da riß die See ihn wieder

 Illustrirte Zeitung.

fort, und nochmals ging es mit äußerster Kraft zurück. Eine Wurfleine flog hinüber, er konnte sie noch fassen, und als unsere Braven ihn an Deck gezogen und dort liegen hatten, ermattet und zum Stehen nicht mehr fähig, da war die Leine wohl fünf- bis sechsmal ums Handgelenk gewickelt. Vielleicht war es seine letzte Kraft gewesen.

Draußen war es stark dämmerig, fast dunkel geworden. Der erste Sonntag im Tätigkeitsgebiet ging seinem Ende entgegen, und doch mußte der Segler noch von der Bildfläche verschwinden. Er brachte Hartholz für die Docks in Liverpool aus Westindien, und seiner Ladung wenigstens sollte sich keiner mehr bemächtigen können. „Das vordere Geschütz klar!“ Und noch einmal rollte der Donner über das Wasser. Der mittlere Mast wankte, er war am untersten Ende getroffen und hing nur noch im Tauwerk. „Feuer!“ befahl der Artillerieoffizier, sobald die See die Breitseite aus dem Wasser hob. Der Mittelmast schlug über, riß mit, was an ihm hing, und mit dem Heck zuerst glitt der Segler in die Tiefe. Handtücher und wollene Hängemattsdecken, heißer Kaffee und Aspirin hatten unterdessen in der Zentrale und im Unteroffiziersraum ihre erste gute Wirkung getan. Der alte Steuermann lag in einer Koje eingepackt, hatte Aspirin geschluckt und einen elektrischen Heizkörper auf dem Leib liegen und klapperte vom Schüttelfrost. Zwei fehlten, das waren die Niggerbengels, sie hockten im warmen Dynamo-Maschinenraum und schienen sich lange nicht so wohl gefühlt zu haben wie hier. Sie hatten mit den Russen nicht viel im Sinne oder umgekehrt, was wohl berechtigter war, denn einige wunde Stellen auf ihrer schwarzen Pelle ließen auf nachdrückliche Behandlung ihres Steuermanns schließen. Sie fanden es "very fine" an Bord und wollten bleiben. Drei Tage sollten sie, gottlob, nur das Vergnügen haben, dann waren wir sie los.

An Angriffsmöglichkeiten war während der schweren See und des anhaltend schlechten Wetters nicht zu denken. Waren die Akkumulatorenbatterien aufgeladen, dann ging es nachts auf Tiefe, auf 20 oder 30 Meter, je nachdem die tiefgehende See sich noch fühlbar machte. Ist das Tauchmanöver einmal vorüber und das Boot auf befohlener Tiefe eingesteuert, dann ist es für jeden eine Wohltat, Ruhe zu haben und seinen „Kummt“ (Becher für die Mannschaften) Kaffee leeren zu können, ohne ihn über die Back gegossen zu sehen. Man verzehrt sein Essen, ohne es einem andern mit seefesteren Magenkonstitutionen geben zu müssen, und freut sich, einmal ordentlich wieder „ein Auge voll nehmen“ zu können.

Bei meinen Heizern spielt das Grammophon, im Unteroffiziersraum hält Herr Hirsch, einst Einjähriger, jetzt erster Ölmaschinenmaat, schwungvolle Reden, die jeder als Evangelium zu nehmen und denen sich kein Ungebildeter zu widersetzen hat. Am andern Ende der Unteroffiziersback kratzte ebenfalls der Stahlstift einer Sprechmaschine über die Platte und schnurrte eine Gesangsarie über den Tisch. Es war ein Kasten besserer Qualität als der im Heckraum mit dem Trichter, den Bernhard Adam eines Tages mit an Bord als Liebesgabe von einem Rüstringer Gastwirte geschleppt brachte. Der Schmutt grient im Hochgefühl des musikalischen Genusses, zieht den Schnabel bis zu seinen Löffeln und macht ein nicht ganz so schlaues Gesicht wie jener Reklameköter bei der „Stimme seines Herrn“. Mit vier Fünfteln seiner Gedanken war er sicher in „Memmel“, seiner engeren Heimat.

Im Deckoffiziers- und Offiziersraum werden die „Kojen gebaut“ (Betten aufgedeckt), um einmal wirklich ausgezogen in sein Etui klettern zu können und bei meiner persönlichen Länge die Beine in dem am Fußende stehenden Kleiderschrank bergen zu dürfen. Im Kleiderschrank? fragst du, lieber Leser. Ja, wenn du ahntest, wie es bei Unterwasserfahrt in solch einem D-Zug-Schlafwagen erster und zweiter Klasse aussieht, wenn die Kojen gebaut sind und auf dem schmalen Tisch statt der Kompottbüchsen die Lederbüchsen und unter ihm die geschmierten Seestiefel stehen, bei denen die linke Ecke nicht weiß, was die rechte tut, dann würde dir auch das Problem „Narkose ohne Chloroform“ am nächsten Morgen erklärlich sein. Es wäre dir die konkreteste Darstellung von der im Kriege so manchmal erwähnten „dicken Luft“ gegeben. Aber wir schlafen wie die Männer. Bald liegt man in der horizontalen Lage, knipst das eine Licht aus, zieht beim andern den grünen Vorhang vor, und seit langem einmal wieder marschieren die Gedanken bei magischer Beleuchtung aus 25 Meter Tauchtiefe nach Hause zur Mutter. Ob sie wohl an uns denkt jetzt gerade und unsere Gedanken sich kreuzen? Das linke Ohr klingt! Natürlich etwas Gutes! Das kommt von heim, und man knabbert am letzten Stück Schokolade, daß das kleine Paketchen noch kurz vor der Ausfahrt von ihr brachte. Der Kopf dreht sich zur Seite auf dem weichen Kissen. Von wem das Kissen ist? fragst du. Von Muttern? Nein, nein, weit gefehlt! Das wird nicht verraten!

Es ist mäuschenstill geworden, nur von der Zentrale her und in den Spinden über mir ein leises Knacken vom Tiefenrudergestänge, ein Surren der Ventilatoren für Luftreinigung im Boot, über die mir alle zwei Stunden gemeldet wird, und die Kohlensäure und Sauerstoffmangel in Grenzen hält. Um zwei Uhr wird wieder gemeldet, ich stehe auf und gehe durchs Boot. Im Unteroffiziersraum schläft alles, unsere unfreiwilligen Gäste hocken verschlafen in der Zentrale. Im Ölmaschinenraum hat die „geteilte Wache“, denn es wird jetzt mit eingeschränktem Betriebe gefahren, rein Schiff gemacht. Die Flurplatten sind sauber, die Maschinen frei von Schmiere und Öl, und im Dynamomaschinenraum, da summen die großen Motoren ihr eintöniges Lied. Ruhe ist überall, die Schalter liegen, wie sie anfangs gelegt, und über Stromverbrauch, Sicherheit der Druck- wie Dynamolager und Wellendurchführungen wacht eine kleine Schar unter Leitung des ersten Maschinisten, des einzigen an Bord, der sechs Stunden um sechs Stunden auf Wochen hinaus sich den Wachdienst mit dem zweiten Maschinisten teilt. Er ist die gegebene Stütze und rechte Hand des leitenden Ingenieurs. Der Wachwechsel vollzieht sich soeben, jeder übergibt an seine Ablösung seinen Posten, meldet sich von Wache und seine Ablösung auf Wache. Der Schlaf sitzt noch ein bissel in den Augenwinkeln, und die Augen selbst gucken noch recht klein in die Weltgeschichte. Aber es hilft nichts: „Keine Müdigkeit vorschützen!“ — „Komm, komm Lager nachfühlen!“ brummt der Maschinist, und die alte Tretmühle ist schnell in Gang gesetzt.

Als ich vom Rundgang nach vorne komme, ist mein Bursche Paul gerade dabei, frisches Wasser in den Waschkrug zu füllen und das alte, im Kasten aufgefangene Seifenwasser auszugießen. Es wird höchste Zeit, daß es rauskommt. Zum Ausgießen war keine Zeit bisher gewesen, und überlaufen darf es nicht, denn unter dem Wohnraum steht die Akkumulatorenbatterie, das Schmerzenskind der Anlage. So rein sie sonst gehalten werden muß, von Wasser und Seife ist sie kein Freund. „Nun flink, Paul, verschwinde und lege dich hin! — Vorm Auftauchen schauen Sie morgen früh noch einmal her.“ Paul steht stramm, und gleich darauf ist der Raumvorhang geschlossen. Ich lege mich wieder hin. Morgen früh hatte ich gesagt, und ich meinte die wenigen Morgenstunden von heute. —

Auf meinem rechten Bein fühle ich einen gelind zunehmenden Druck, werde wach und gewahre, daß Freund Krause sich eben häuslich auf meinem einen Gehinstrument niederläßt. Mein Blick fällt auf die vor mir hängende Uhr. Zum Donner, es ist ja ein Viertel vor acht, und um acht soll aufgetaucht werden. „Kommandant schon auf?“ frage ich. — „Will ihn eben wecken. Nur noch ein Täßchen Heißen und ein Butterbrot. Wer weiß, wie's oben aussieht“, meint mein Bordkamerad, um gleich darauf sein „Herr Kapitänleutnant, es ist Zeit zum Auftauchen“ in den Nebenraum hinüberzurufen. — „Schön, ich komme gleich“, ertönt die Antwort zurück, und wenige Minuten später wird in den Regelertanks der Zentrale zur Einstellung von Schwere und Auftrieb des Bootes langsam zugeflutet, die Tiefenruder nach oben gelegt, und, wie befohlen, auf zehn Meter gegangen. „Sehrohr einschalten“, ruft die Kommandostimme aus dem Turm. Der Motor surrt los, und brummend schiebt sich der lange Fühler an die Wasseroberfläche. Heute sollte es keine „schlechten Karten“ geben! Schon beim Höherkommen merkten wir es in der Zentrale. Das Boot lag völlig ruhig und reagierte auf jeden Ruderdruck. — „Die Sonne scheint, aber kein Teufel zu sehen, sauberes Wetter!“ verkündete uns unser verehrter Kommandant durchs Sprachrohr. — Schon alles gut, das andere kommt von allein, dachte jeder von uns. — „Auftauchen! — Preßluft!“, und Sekunden später, da öffnete sich das Turmluk, und herein strömte Luft, kühl und rein, wie sie nur das Meer kennt. Die Räume erst einmal durchventiliert und heraus mit dem „Mief“, von dem in Ehren es heißt: „Warmer Mief ist besser als kalter Ozon!“ — Schotten und Ventilationsschieber werden geöffnet, und zwei mächtige Ventilatoren beginnen zu arbeiten. Der eine saugt die schlechte Luft ab, der andere drückt frische herein. Ein Wirbel und Wechsel von Luft vollzieht sich in allen Räumen, und nach wenigen Minuten ist der stickige Dunst heraus.

Die Ölmotoren waren längst auf große Fahrt gegangen, und zurück ging es wieder aus dem St.-Georgs-Kanal heraus, an den Scillys vorbei und auf die Küste zu. Endlich eine Rauchwolke voraus. Sie hielt unter Land auf uns zu. — „Alarm!“ — fort waren wir und ihm leicht ungeahnt der Weg abgeschnitten; schade, daß es so dicht unter Land war, aber auch Anhalten erübrigte sich. Der schwarze Bursche mit seinen ausgeschwungenen Booten roch zu sehr nach Verrat. Er konnte als Transportdampfer edelster Sorte unzweifelhaft ausgemacht werden. Keine Flagge, kein Abzeichen, kein Reedereizeichen war vorhanden, und die mysteriösen Aufbauten ließen hinter ihren Kulissen die „harmlosen“ Geschütze erkennen. Er mußte ohne Warnung daranglauben und schien in bester Rettungsbereitschaft zu sein. Das Ausstoßrohr war klar, der Bronzevogel (Torpedo) schwamm bereits in seinem Umspülungswasser, da schallte es „Achtung!“ vom Turm und gleich darauf mit gezogener Stimme: „Los!“ Sekunden vergingen, die Uhr in der Hand stand ich in der Zentrale und zählte des Zeigers schnelles Vorrücken: 5 Sekunden, 10 Sekunden, 15 Sekunden, 20 Sekunden. Weiter kam ich nicht, da zitterte das Boot, und dumpf dröhnte es durchs Wasser. Er war sehr milde getroffen. Wer in der Zentrale war, durfte durchs Sehrohr schauen und nacheinander Augenzeuge sein, wie bei tiefer sinkendem Vorschiff alle Boote in Ruhe herabgelassen und zu Wasser gebracht wurden. Das Exerziermäßige im Bootsdienst stand also ganz mit der Aufmachung unseres zirka 5000-Tonners im Einklang. Bleiben und Auftauchen konnten wir nicht, denn gleich darauf waren Bewachungsfahrzeuge und U-Bootjäger zur Stelle. Wir sollten mit letzteren nähere Bekanntschaft machen und noch am selben Tage unsere erste Begegnung haben. Das Wetter blieb gut, eine Stunde später waren wir schon wieder in bester Fahrt bei westlichem Kurs ein Stück weiter in den Atlantik hinaus. Aber nichts, nichts war weit und breit zu sehen. Beste Sichtigkeit, aber trotzdem trostlose Aussichten. Wo blieb der fröhliche Handelskrieg? Nun gut, es wurde wieder umgekehrt. Ist draußen nichts, na dann vielleicht doch drin. Nur nicht den Mut verloren und abwarten! Haupt- und Hilfsmaschinen arbeiteten so prompt, jeder war mit Begeisterung auf seinem Posten, und das alles sollte vergebens sein?

Die Sonne sank bald wieder. Ein herrliches Abendlüftchen wehte über Deck; der Kommandant saß gemütlich auf dem Lukenrand, wir standen um ihn herum, und die Freiwache war vollzählig versammelt. Jeder freute sich der ruhigen, christlichen Seefahrt. Rauchlos liefen die Dieselmaschinen, und nur vom Turmdeck stiegen leichte Rauchwölkchen empor. Im Boot darf ja nicht geraucht werden, und wie freut man sich, wenn man nach oben kommt, sich „eine ins Gesicht stecken kann“ und sie nach fünf Minuten wegen Schnelltauchens nicht schon wieder über die Reeling zu werfen braucht! — „Dem armen Mann sein Frühstück schmeckt mal wieder, Herr Ingenieur“, hatte unser braver Professor gemeint und mit dem Goldmundstück seiner Zigarette geliebäugelt. Er war Oberheizer in der Zentrale, aber ein gelehrtes Haus von Zivil her. An ihm konnten die anderen doch nicht so recht klingeln. Anderthalb Jahre Bauschule lagen schon hinter ihm, und wenn der Krieg vorbei wäre, dann sollte der Rest der Studienzeit kommen. Am Schraubstock wollte er nicht stehen bleiben, und manches Mal rechnete ich bei der Unterwasserfahrt mit ihm Gleichungen mit Unbekannten und repitierte trigonometrische Funktionen.

Das Land war gerade noch in Sicht, und was konnte uns wohl der graue Geselle wollen, der da an der irischen Südküste bei Fastnet unter Land kreuzte, und von dem, durchs Glas betrachtet, die Masten zu sehen waren! An dem kommen wir vorbei, nur nicht ängstlich, der sieht uns nicht! Noch einmal richteten alle Gläser sich auf ihn hin, als auch schon die Brücke herauskam, der hohe Bug erkenntlich wurde und plötzlich etwas Schweres 2000 Meter zu kurz vor uns ins Wasser schlug. Zum Teufel, der Kerl schießt! — „Alarm!“ — Zigarren und Zigarettenstummel flogen über Bord. Im Nu war alles verschwunden. „Turmluk ist zu“, rief der Steuermann von der Eisenstiege, und fort ging es auf zehn Meter. Die Eisenbrocken waren schon erheblich näher gerückt, und es wurde hohe Zeit. Otto Ebener hatte gut reden mit seinem „Uns kann keener“ und der Professor ganz recht, daß es doch schon „lausig brenzlig“ gewesen wäre.

Es war wohl tatsächlich mehr Zufall gewesen, daß da drüben auch ein Glas in unserer Richtung an die Augen gesetzt worden war. Wir bedauerten es aber nicht; uns war unfreiwillig zu einem gemütlichen und in Ruhe genommenen Abendbrot verholfen. Nach aufgehobener Tafel wurde wieder aufgetaucht. Die Russen mußten ja nun endlich von Bord. Ihre Gegenwart war nicht gerade luftverbessernd, und wer weiß, ob wir in den nächsten Tagen wieder bei so ruhigem Wetter Gelegenheit hatten, die Brüder abzusetzen. Der Menageoffizier war auch nicht sonderlich erfreut über das erweiterte Loch in seiner Hartbrot- und Kartoffelkiste. An Land konnten sie nicht gut gesetzt, aber ein paar irische Fischer wohl mit ihnen beglückt werden.

Der Kommandant hatte deshalb unser Auftauchen in nicht allzu weite Entfernung von einer Reihe von Fischerfahrzeugen verlegt, auf die nun spornstracks zugehalten wurde. Es war schon schummerig draußen geworden, und man schien sich wenig beim Netzeauslegen um unsere Annäherung zu kümmern. Merkwürdig, man sollte doch bei den Iren etwas mehr Interesse für ihre Submarines erwarten! Wir kamen ganz in ihre Nähe und riefen ihnen zu, daß das Boot ein deutsches Unterseeboot sei. Freundliches Mützenschwenken und freundliches Begrüßen: "We are not English, we are Irish", war das Erste, was wir hörten, worauf sie ihrem Kontrastempfinden einer vermutlichen Stammesgemeinschaft gehörig Luft machten.

"Oh, consecrated ground of Old England", daß du diese Begrüßungsarie und diese Komplimente, die man dir machte, nicht mit anzuhören brauchtest. Diese Jünger Roger Casements aus der breiten Volksmasse hätten dich eines Besseren belehrt! In zwei Partien stiegen unsere Gefangenen über, nicht sonderlich erfreut. Es wehte ihnen so eigenartige Schützengrabenluft von verbündeter Seite entgegen, und die kommende Nacht auf dem Fischerkahn mochte nicht zur Sympathieerhöhung beitragen. Und doch, wir mußten lachen, als der junge Russenkäpten von Bord ging und in seinem radebrechenden Deutsch seinen Dank in die Worte ausklingen ließ: „Ob Riga sein wird russische Regierung oder deitschen Regierung, wir werrden habben in Riga ein gut Maibowl!“ Nun ja, was wollten wir mehr: In Riga, wo er beheimatet war, ein Maibowle in Aussicht und hier zwei große Eimer bester frischer Makrelen von den Iren, die sie uns herüberbrachten.

"God may you bless!" riefen sie; noch einmal ein Mützenschwenken, „große Fahrt“ voraus, und hinaus ging es in die Nacht. Ein herrlicher Sternenhimmel leuchtete über uns, als wir wieder im Lichtkreis der Leuchtfeuer nach dem St.-Georgs-Kanal zuhielten.

Heller Sonnenschein stieg am Morgen bei frischer Brise aus der See vor uns empor, als wir quer über die weite Meeresfläche dahinfuhren und die Verkehrsstraße kreuzten, ohne auch nur ein einziges Rauchwölkchen zu sehen. Was war denn nur mit England los? Hatten unsere zwei Kriegskumpane zuvor so aufgeräumt? Was sollte denn nur mit unseren Torpedos und der Artillerie werden? So konnten wir doch nicht wieder heimfahren. Schönstes Wetter, denkbar beste Sichtigkeit und doch nichts von Frachtschiffen zu sehen. Der Vormittag war schon wieder herum, und die elektrischen Batterien waren aufgeladen mit dem, was der laufende Bordbetrieb verbraucht hatte. Das Boot war durchgelüftet und der letzte Makrelengeruch daraus verschwunden. Der wachthabende Offizier traute seinen Augen nicht, als endlich vor ihm in fernster Ferne zwei Mastspitzen auftauchten. Der Kommandant ließ drauf zuhalten. „Prüfungstauchen“ mußte ja schließlich doch vorgenommen werden, und weshalb nicht das Nützliche mit dem etwaigen Angenehmen verbinden? Zum allgemeinen Leidwesen kein Frachtdampfer, sondern scheinbar ein U-Bootjäger mit hoher Brücke, zwei Masten und zwei Schornsteinen, einer, von denen Onkel Bräsig gesagt haben würde: „In der Fixigkeit ist er uns über; in der Richtigkeit aber sollten wir ihm über sein.“ Angriffe auf solche Fahrzeuge sind wegen ihrer Fahrtgeschwindigkeit und Gegenwirkung nicht gerade gesucht, zumal das Objekt meist nicht den Einsatz wert ist und sie selbst bereits ihren Zweck erfüllt haben, wenn sie großen Tamtam schlagen und andere Streitkräfte mobil machen. Vielleicht aber sollte sich ein freundlicher Annäherungsversuch in diesem Falle einmal lohnen. — Alarm! und sich den grauen schlanken Burschen unter Wasser näher angeschaut. Auf ihm war scheinbar auch eben erst gut diniert worden. Er troddelte mit denkbar kleinster Fahrt durch die Gegend und mochte sich nicht weniger als wir über den vorteilhaften Witterungsumschlag freuen. Die See war wenig bewegt. Das denkbar beste Angriffswetter, nur wollte der Kommandant nicht zu nahe herangehen. Er hatte ein vorderes Rohr klar machen, die Tiefe einstellen lassen, und als das gezogene „Los“ ertönte, waren wir in Spannung, ob das Ziel erreicht werden könnte. Schon fünfzig Sekunden, da dröhnte es durchs Schiff, ein lautes Bravo scholl zum Turm, und freudig verhaltene Stille trat wieder ein. Die mächtigen Rauchwolken der Kesselexplosion hatten sich verzogen; auf die Seite geneigt, lag der etwa 1500 Tonnen große Zerstörer in bester Sehweite jetzt vor uns mit einem großen scheunentorartigen Loch in der Breitseite. Der Schuß hatte gelohnt, denn das getroffene Schiff mochte eins vom neuesten Typ sein und hatte sicher noch nicht mehr als diesen ersten Lenz geschaut. Zwei Boote waren mittlerweile drüben zu Wasser gelassen, sein Motorboot selbst lag zertrümmert an Deck, nur das vordere und hintere Geschütz waren besetzt. Der Kommandant in höchsteigener Person, an seinen drei Ärmelstreifen kenntlich, stand bei der hinteren Geschützmannschaft. Der große Zerstörer lag unbeweglich fest; der Lebensodem war ihm ausgegangen, nur seine Hülle wollte noch nicht verschwinden. Um ihm den Rest zu geben, wurde ein zweiter Torpedo klar gemacht. Leider ging er infolge von Schwankungen unter dem Schiff hindurch, aber über uns hörten wir es im gleichen Moment deutlich im Wasser einschlagen. Als flögen Steine



Von der österreichisch-ungarischen Marine: Eine Episode aus dem Kampf von vier österreichisch-ungarischen Torpedobootzerstörern mit sechs großen italienischen und französischen Zerstörern in der Otrantostraße in der Nacht des 22. Dezembers 1916. Nach einem Gemälde für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem k. u. k. Korvettenkapitän August Freiherrn v. Ramberg.



Vom Kriegsschauplatz in Rumänien: Walachische Bauernfrauen und Ki

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem auf dem ru



Kinder bitten durch ein Dorf marschierende türkische Truppen um Gnade.

rumänischen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Professor Hugo Ungewitter.



Vom Kriegsschauplatz in Wolhynien: Aus dem Gefecht bei Kijaz in der Nähe von Tristen am 30. Juni, 1. und 2. Juli 1916; der Sturm der 11. Kompagnie des k. u. k. Infanterieregiments Nr. 94 auf die Höhe 194.

(Im Vordergrunde gräbt sich die Reserve ein. Kijaz im Hintergrunde rechts.) Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Theo Matejko.

gegen eine große Stahlplatte, so klang es durchs Wasser ins Boot hinab. Der Ausstoß mußte bemerkt sein, und unverzüglich wurde auf die Oberflächenstelle gefeuert. Einen „dritten“ wollte der Kommandant ihm nicht geben. Sie sollten doch noch etwas besser angewendet werden und zu vollerer Geltung kommen. Um nicht unnötig Zeit zu verlieren, wurde nach Erledigung dieses ersten Kriegsschiffes mit halber Fahrt noch etwa eine Stunde unter Wasser weitergefahren und dann aufgetaucht. Unsere Funkenbude berichtete bald darauf, daß der Zerstörer sich noch weiter funkentelegraphisch melde, seine Zeichen aber immer schwächer würden, um abends gegen sieben Uhr schließlich ganz zu verstummen. Durch Leuchtsignale herbeigerufen, schienen gegen zehn Uhr Fahrzeuge bei ihm zu sein, wie nochmalige Meldungen vermuten ließen. Daß er bei der erheblichen Entfernung von der Küste hat eingeschleppt werden können, war ausgeschlossen; denn ein immer mehr zunehmender Seegang und Wind hatten sich aufgemacht. Bei starkem Westwinde steuerte der Kommandant die Scilly-Inseln an, deren Umrisse in der Nacht gegen drei Uhr sichtbar wurden. In ihrer Nähe hielten sich zahlreiche mittelgroße Fischdampfer und Bewachungsfahrzeuge auf, denen zum Teil über Wasser, meistens unter Wasser ausgewichen werden mußte. Außerhalb dieses Bewachungsdistriktes angelangt, ging es mit großer Fahrt der Ölmotoren weiter. Der Kurs führte südwestlich auf die französische Küste nach Brest zu. Nichts als Himmel und Wasser um uns herum, etwas Gewölk und eine kräftige, aber nicht unangenehme Seebrise.

Ich war zufrieden, augenblicklich ganz unbehelligt zu sein und an einem Doppelverschluß über dem Druckkörper des Bootes arbeiten zu können. Das Antriebsgestänge eines Lüftungsschiebers klemmte. Die Kegelräder wollten nicht mehr fassen, und es wäre recht unangenehm gewesen, in dieser Zwischenzeit gestört worden zu sein. Mit einer Handvoll Schlüsseln, Werkzeug und konsistentem Fett kroch der Zentralunteroffizier zwischen Druckkörper und Oberdeck zum Turmumbau entlang. Der Professor hockte draußen, machte ihm Handreichungen und freute sich, seinen Wunsch, nicht „belämmert“ zu werden, in die Tat umgesetzt zu sehen. Kein Rauchwölkchen am Himmel störte, und nach kurzer Zeit konnte ich dem Kommandanten die kleine Havarie als beseitigt melden. Nun mußte alles bestens funktionieren, denn jetzt sollte „U . . . s“ segensreiche Tätigkeit beginnen.

Am Spätnachmittag war es, als an dem Kimm (Horizont) ein hohes, nebelartiges Gebilde auftauchte, noch in nichts in seinen Einzelheiten zu erkennen. Neuer Kurs wurde befohlen, und in Windeseile ging es unserm noch fernen Ziele entgegen. Wie unendlich weit ist ein solcher großer Rickmers- oder Laeiß-Segler zu sehen, und wer könnte je in seinem Leben seinen Anblick vergessen, wenn er vor dem Winde liegt, keins seiner mächtigen Segel fehlt und Mast hinter Mast in einer gleichen schrägen Ebene liegt! Solch mächtiger Viermaster war es, der uns entgegenkam und immer deutlicher in seinen Umrissen heraustrat. Die Sonne sank, ihre goldenen Strahlen ruhten in den Wolken, und goldrotes Licht lag auf den mächtigen Segelflächen. Kein Fältchen war in ihnen. Der Wind tat vollste Arbeit, und das Bugwasser rollte links und rechts vor ihm her. Das ganze Großmarssegel trug die Farben der norwegischen Handelsflagge, jene malerische Zusammenstellung von Blau, Weiß und Rot in der Kreuzesform. — Ein Schuß vor seinen Bug, und der Schiffsriese lag still. Mußten wir ihn als ehrlichen Neutralen laufen lassen, oder war er englischer Söldner? Das internationale Flaggensignal war bei uns hochgegangen, und nicht lange dauerte es, da kam ein schmuckes, großes Ruderboot zu uns herüber, exakt geführt und gefahren, und heraus stieg mit einer Ledertasche im Arm der Käpten des großen Überseers. Die Formalitäten waren bald erfüllt, keinerlei Unklarheit konnte bestehen. Er brachte fast 6000 Tonnen Weizen von Nordamerika für englische Rechnung nach Plymouth. 122 Tage war er bereits unterwegs gewesen; von Porto Origon bei San Franzisko kam er ums Kap Horn herum und quer über den Atlantik herüber, von der südlichen zur nördlichen Erdhälfte herauf. Welche Strecke und welche Zeitspanne lagen hinter ihm, und nun am 123. Tage sollte er seine Segel einen Tag vorm Ziel streichen und der ganze Weg vergeblich gewesen sein. Sein Boot war unterdessen zurückgefahren und mit ihm zwei unserer Unteroffiziere und der Steuermann. Reichlich Zeit war der Besatzung gelassen worden zum Aussetzen der Boote. Alle Anweisungen zur Mitnahme von Proviant, Segeln und ihren Habseligkeiten waren ihnen von unserm Kommandanten durch den Steuermann erteilt, und so dauerte es einige Zeit, bis alle Leute in den Booten waren und die unseren an ihr Werk zum Sprengen gehen konnten. An Bord selbst wurden bei uns in der Zwischenzeit die Papiere näher geprüft. Es ging aus ihnen hervor, daß es sich um ein ursprünglich in Glasgow gebautes und dort beheimatetes Schiff handelte, das kurz vor Kriegsausbruch von der deutschen Reederei Laeiß unter dem Namen „Perkeo“ angekauft und gerade auf seiner ersten Reise in die neue Heimat begriffen war. Es wurde im Kanal anläßlich der Kriegserklärung von englischen Kriegsschiffen auf- und eingebracht und sollte somit seine neue Heimat nie zu sehen bekommen. Durch Verkauf ging der Viermaster als Prise unter dem neuen Namen „Bell“ an eine norwegische Reederei in Bergen über, von wo aus er seine jetzige Weltumseglung nach Ostasien angetreten hatte und von Jokohama aus nach San Franzisko herübergekommen war. Nicht weniger als die angegebene Tonnenzahl reinsten Weizens brachte er von hier aus mit. Fast einhundertzwanzigtausend Zentner sollten somit England an einem Abend verlorengehen und draußen im weiten Atlantik ihre Aussaat finden. Wem tat dieses herrliche Getreide nicht leid, wer von uns bedauerte nicht die Versenkung dieses einst deutschen Eigentums? Sie bildete vielleicht den Auftakt zu den Brotkarten im Reiche des britischen Löwen. Zeitungsartikel amerikanischer Blätter lagen unter den Schiffspapieren, in denen seine Größe und Geschichte beschrieben und der Segler selbst abgebildet war, um als ein Ozeanriese unter Segeln im Bild seinen Lesern präsentiert zu werden. Die gut bemannten Boote hatten drüben abgesetzt, unsere Leute waren als die Letzten von Bord gegangen und hatten nach Anweisung des Kommandanten die Sprengbomben so gelegt, daß eine möglichst günstige Wirkung zu erwarten war. Eine kurze Spanne Zeit verging, zwei dumpfe Detonationen im Schiffsinnern des stählernen Kolosses wurden hörbar, aber jegliche bemerkbare Wirkung blieb aus. Die überstürzenden Körnermengen mochten wohl im selben Augenblick den Wirkungsbereich der Bomben zugeschüttet haben. Es war bereits dunkel geworden; zu gespensterhafter Größe waren Rahen und Masten gewachsen, schienen sich die Segelflächen zu dehnen, als das eine der Boote mit dem Segelschiffskäpten neben uns lag, um ihm Verhaltungsmaßregeln für das beabsichtigte Inschleppnehmen zu geben. Seine Tasche und eine Bescheinigung über die Versenkung seines Schiffes wegen Führung von Konterbande wurden ihm gleichzeitig ausgehändigt. Welche Überraschung aber, als vom zweiten danebenliegenden Boot zwei auf dem Segler soeben abgestochene fette Schweine zu uns herüber bugsiert wurden und fünf Hühner folgten. Der Schmutt machte erstaunte Kinderaugen, daß der Krieg und die Unternehmung für ihn noch solche Wendung nehmen sollten. Das hatte er sich nicht träumen lassen oder gewünscht. Bei den Makrelen hatte er bereits bösen „Palaver“ geschlagen, aber nun noch zwei Schweine und fünf Hühner, das war zuviel. „Warum habt ihr die anderen beiden nicht auch noch mitgebracht?“ fragten einige Nimmersatte, als sie hörten, daß noch zwei weitere edle Borstentiere auf dem Segler gewesen wären. Sie waren nicht fett genug gewesen, als daß es sich gelohnt hätte, sie mitzunehmen, und Fleischsendungen nahm uns hier keiner ab. Sie waren ebenfalls vorher noch abgestochen worden und nun bestimmt, als Hekatombe zu Neptun hinabzurutschen. Jetzt wurde es aber höchste Eisenbahn, sollte die Dunkelheit nicht ganz über uns kommen, denn an Mondschein war nicht zu denken. Die Boote also losgeworfen, eins im Schlepp vom andern und das erste mit langem Tau an unserm Heck befestigt! „Beide Maschinen langsam voraus!“ Der Telegraph rasselte vom Turm aus zur Maschine hinunter, leichter schwarzer Rauch pustete aus dem Auspuff, das Boot nahm Fahrt auf und zog langsam an.

Im Heckraum war ein Rohr bewässert und sein Torpedo klar zum Schuß. Fast noch einmal wurde der Segler umfahren. — „Ruder Backbord 15! — Los!“, und noch ehe unser Schleppzug sich recht klar über den Ausstoß achtern wurde, krachte es schon an der steilen Bordwand. Eine ungeheure Rauch- und Wassersäule stieg auf, der Bug senkte sich, und blitzschnell verschwand ein Mast nach dem andern und das von der Kapitänskajüte noch hell erleuchtete Hinterschiff in der Flut. Kein Strudel war zu bemerken, nichts schien geschehen zu sein, nur eine Rußschicht lag wie ein durchsichtiger Trauerflor auf dem Wasser, in dem einige Planken und Geräte auftauchten. Hinaus ging's in die Nacht der französischen Küste zu. Der Tag war zu allgemeiner Freude und Genugtuung beendet.

Wie sah es aber in der Zentrale aus, diesem Herzen des Schiffes und Orte aller konzentrierten Reinlichkeit? Unsere toten vierbeinigen Fahrgäste waren feierlichst dort auf Hängemattsdecken aufgebahrt und wurden augenblicklich mit Schabern, Messern und brühendem Wasser gründlichst behandelt. Der Herr Bootmannsmaat, die sogenannte Nummer eins der Seeleute, war Schlachtermeisters Sohn und konnte mit Schmuttje ordentlich Hand anlegen, wie überhaupt manche talentierte Größe sich bei diesem Aktus erst als recht vollwertig und berufsverfehlt entpuppte. Es war in der Tat eine Schlachterei mit Motorenbetrieb. Die Sache fleckte! Ein Spreizholz zwischen die Hinterbeine, ein Schnitt durch den Rüssel, und aufgehängt war der erste der feisten Gesellen am Zentralluftverschluß. Der Bootsmaat trat einen Schritt zurück, kniff das linke Auge zu, beschaute sein sauberes Visavis von unten nach oben, noch einmal vom Spreizholz zum Rüssel, und gleich darauf saß das Messer im dicken Bauchspeck. Mit hochgestreiften Ärmeln erfolgte ein kühner Griff in die Bauchgegend, und draußen war, was da nicht hineingehörte. So erging es dem einen, so dem andern, und nachts gegen drei Uhr war bereits der eine Festgenosse völlig seziert, der andere zu geringem Zerlegungsaufschub abgetrennten Hauptes in den kühlen vorderen Mannschaftsraum gehängt. Die Zeit der Festessen begann. Morgens: Wellfleisch; mittags: Rippchen; abends: Klops und zum Nachmittagskaffee: Schweineschmalz! Das reinste weiße mit hohem braunen Bodensatz, den beliebten Speckgrieben! Wie dankbar waren stets alle für eure Liebesgaben gewesen, aber an diese norwegische Sendung hatte noch keine herangereicht. Nach menschlicher Voraussicht mußten in acht Tagen, wenn es so weiterging, alle grunzen.

Draußen war der Morgen schon wieder angebrochen, ein guter Tag sollte es scheinbar werden. Alle waren in bester Stimmung. Der lange, magere Oberheizer Adam versicherte, während der Nacht nur von Koteletten wie die Topfdeckel so groß geträumt zu haben, und wünschte, Vater hätte die Hühner zu Hause lebend wahrnehmen können. Das Rührei auf dem nächsten Urlaub hätte er schon verdrücken wollen. — Außer zweimaligem Bruch der Schleppleine war während der Nacht nichts passiert. Gegen sieben Uhr mußten aber die Boote losgeworfen werden. Das Tagewerk begann wieder. Am Horizont war eine Rauchwolke entdeckt worden und ihr Auswandern, d. h. die Fahrtrichtung, bald festgestellt. Die Boote setzten für ihr letztes kleines Reisestück Segel, und bald waren sie unseren Blicken entschwunden. Wir mußten tauchen, wollten wir nicht gesehen werden. Der Dampfer kam näher und konnte der Nationalität nach als Norweger ausgemacht werden. Zwei mächtige aufgemalte Nationalflaggen prangten zu beiden Seiten des Vorschiffes. Der Kommandant ließ ihn erst an sich passieren, um dann kurz hinter ihm aufzutauchen. Der Dampfer hielt auf unsere Aufforderung sofort an, setzte ein Boot aus und brachte seine Papiere zur Durchsicht an Bord. Wieder war es ausschließlich Bannware: 3000 Tonnen Kohlen aus Cardiff nach Oran in Algier für die französische Regierung. Wie aus seinen Papieren ersichtlich war, wurde für die Tonne Kohlen allein 105 Frank Fracht bezahlt. Es mag angenehm sein, daß an der afrikanischen Küste Kachelöfen im allgemeinen nicht beheimatet sind. Es half nichts, „Hans Gude“, wie er hieß, konnte seine Reise nicht fortsetzen. Unsere Sprenggruppe fuhr mit dem Boot zum Dampfer zurück, ließ die Besatzung mit allem, was sie mitzunehmen wünschte, in die Boote steigen und ging selbst in die Maschinen- und Heizräume zum Auslegen der Bomben. Diesmal glückte das Experiment besser. Das Boot war kaum mit der Besatzung und unseren beiden Pionieren zurück, da krachte es im Innern des Schiffsleibes, und ein allmähliches Sinken war zu sehen. Das Achterschiff sinkt weg, in den Schornsteinen gurgelt das Wasser, noch einmal reckt sich der Bug mit donnerndem Krachen und starker Staubexplosion empor, und auch er ist verschwunden. Weite, weite Kreise spielen um seine Grabstätte. — Es war die erste Fahrt dieses Unglückswurms im Atlantik für die Entente im Kriege. Er hatte bisher die Lübecker Route gefahren und mußte nun hier fern der Heimat sein Ende finden. Nach Aussagen des Dampferkapitäns durften nach den Ereignissen der letzten vierzehn Tage keine englischen Schiffe mehr Cardiff verlassen. Unsere bisherigen erschwerten Bemühungen waren also hinreichend begründet. Eine gute Stunde mochten wir das große Boot geschleppt haben, als wir es wieder loswarfen, um einer neuen auftauchenden Rauchfahne auf die Spur zu kommen. Brücke und Masten wurden bereits deutlich sichtbar. Er lag auf Gegenkurs zu uns und mußte dem U-Boot direkt in die Arme laufen. Um in der Annäherung unseres Angriffsobjektes sicher zu gehen, wurde wieder getaucht und sein Aufkommen abgewartet. „Wieder ein Norweger“, lachte der Kommandant, „die armen Kerls haben wirklich Pech; 2000 Tonnen ungefähr!“ In seiner Nähe wurde aufgetaucht, er stoppte sofort und setzte sein Erkennungssignal. Wir waren eben bei der Untersuchung, als, in helles Sonnenlicht getaucht, in weiter Ferne, wie eine Fata Morgana, ein mächtiger Dampfer in unsern Gesichtskreis kam. Seine Umrisse waren bei scharfem Hinschauen deutlich erkennbar, und doch schien er selbst nur eine graufarbige, gleich getönte Fläche zu sein, die sich langsam dahinschob. Mit äußerster Kraft ging es dem neuen Ziele nach. Das Deck selbst zitterte, und heiße Auspuffgase flimmerten in der Mittagssonne. Mehr und mehr holten wir auf, besseres Wetter konnten wir uns zum Jagen nicht wünschen. Den großen, flaggenlosen Kerl mußten wir kriegen. Auf etwa 6000 Meter herangekommen, änderte der Dampfer plötzlich Kurs. Wir folgten weiter, und am Sehrohr ging das Signal hoch: „Verlassen Sie sofort das Schiff!“ Weit entfernt, unserer Aufforderung nur im geringsten nachzukommen, erhöhte er seine Geschwindigkeit so weit als möglich und lief, was seine Maschinen an Umdrehungen hergeben konnten. Am Geschütz standen unsere Seeleute, mit ihren Leibgurten angeseilt und der überspülenden Dünung nicht achtend, die der scharf einschneidende Bug übers Vordeck warf. Die Munitionskammern waren geöffnet, die Munitionsmänner auf ihren Stationen und bereit, Geschoß auf Geschoß von Hand zu Hand an Oberdeck heraufzulangen. Der erste Warnungsschuß war gefallen, der zweite folgte und fiel näher als der erste von seinem Ziel ins Wasser. Vergebens! Die Jagd ging mit äußerster Kraft weiter. „Entfernung: 5000, Schieber rechts, zwozehn! Feuer!“ Bum! dröhnte es über die unabsehbare Fläche. Drüben blitzte es auf! Der saß! Noch so einen! — Doch halt, was war das? Kurz vor uns schlug es ein, und kleine Wassersäulen sprangen auf. Der Kerl schoß wieder, fuhr Zickzackkurs und änderte die Fahrtgeschwindigkeit. Granate auf Granate wurde an Deck gemannt, hüben und drüben blitzte es auf, das schönste Artilleriegefecht war im Gange. Ganz leicht machte er es unserer Feuerleitung nicht, aber er selbst langte mit seinem Pustrohr nicht zu uns herüber. Es war offensichtlich ein kleineres Geschütz, und so konnten wir uns selbst durch Fahrtänderung immer in angemessener Entfernung halten. Eine gute halbe Stunde mochte vergangen sein, acht Treffer waren einwandfrei bei ihm beobachtet worden, als hinter seinem Vormast ein Signal hochging und er selbst stoppte. Boote wurden zu Wasser gelassen und das Schiff scheinbar verlassen. Sicherheitshalber befahl der Kommandant, zu tauchen, denn nicht vorsichtig genug waren die englischen Handelsschiffe, wie bekannt, zu behandeln. “Fair play” war bei ihnen zu dieser Zeit außer Mode gekommen, und so wurde der Franktireur zur See zunächst unter Wasser näher beschaut und seinen etwa auf ihm verbliebenen Insassen durch einen Torpedo der Boden unter den Füßen etwas heiß gemacht. Aber niemand zeigte sich mehr, die Boote hatten abgesetzt, und so tauchten wir auf. Der Schuß war leider in einen Öltank gegangen und hatte nicht eigentlich vitale Teile verletzt. Die Tanks hielten ihn noch schwimmend, und er schien nicht übel Lust zu haben, sich mit einer Verbeugung von uns zu entfernen. Nochmals wurde das Geschütz klar gemacht und besetzt. Und aus nächster Nähe ihm einige Rippendriller in der Wasserlinie versetzt. Der Erfolg blieb nicht aus. Die Tanks entleerten sich mehr und mehr, Maschinen und Heizräume füllten sich, und eine mächtige weiße Säule blies zum Schornstein hinaus. Die Feuer waren verloschen. Er sank tiefer und tiefer, das Wasser kroch in offene Seitenfenster und kam aufs Achterschiff und Mitteldeck. Soweit das Auge reichte, bedeckte Öl die Wasseroberfläche. Masten und Schornsteine spiegelten sich in ihr wider, und nicht lange mehr konnte er auf seinen Schlußakkord warten lassen, jenes Gurgeln und Dröhnen, das man nicht wieder vergißt. Tiefer sank das Heck, der Bug bäumte sich weit aus dem Wasser heraus, und wie beim Stapellauf geneigt, trat er seine letzte Fahrt an. Aus den Granatlöchern stürzte das Öl. Wieder jene weiten zitternden Kreise, noch ein mächtiger Ölschwall, hoch herausschießendes Holzwerk, und die „Goldmouth“ war gewesen. Durch eine weite Ölfläche ging es den Booten nach. Den verantwortlichen Redakteur für diese Handlungsweise wollte der Kommandant doch mit nach Hause nehmen. In London hätte man ihm sonst vielleicht noch eine Tapferkeitsprämie gezahlt, und diese Ausgabe sollte bei der teuren englischen Kriegführung dem Vereinten Königreich erspart bleiben. Ein Völkergemisch, wie es reichhaltiger nicht in Hagenbecks Tierpark auftreten kann, hockte in den Booten. Chinesen, Neger und Japaner, Inder und der Abschaum von Europäern, unter ihnen einige Soldaten der „Royal Navy“ als Geschützführer. In dunkelblauer Uniform, mit Goldknöpfen und Abzeichen und einem — Filzhut auf dem Kopfe stieg der Kapitän des Tankdampfers zu uns über. Er war der Typ des gereiften Engländers am Ende der Dreißig, mit glattem Gesicht und scharfen Zügen, von der Tropensonne braun gebrannt, mit Lackschuhen, lila Strümpfen und umgekrempelt genähten Hosen, einer von denen, wie ich sie sechs Tage vorm Kriege in London selbst noch sah und — Gott sei's geklagt — in der Schweiz auf dem Eigergletscher einmal antraf. “Please a Cigarette” war sein erstes Wort, als er übergeklettert war. Seine Nerven forderten es in diesem Augenblick wohl eher als sein Gaumen. Er mußte sie sich aber noch verkneifen. Noch war keiner auf solche Liebesgaben abgestimmt und sichere Unterbringung erst einmal erwünschter als duftender Zigarettenqualm. In seinem Boot befanden sich die übrigen Schiffsoffiziere und die

tapfere Artillerie der „Royal Navy". Wir hatten keine Zeit, uns ihrer mit den üblichen Nachfragen anzunehmen. Die Stimmung war zu erregt. Bis zuletzt noch hatte er seine Hilferufe in die Welt mit dem Draht hinausgeschickt, und sicher würden wir bei nördlichem Kurs nicht lange auf englische Kriegsfahrzeuge zu warten gehabt haben. Wir ließen die ganze Gesellschaft drum bleiben, wo sie war. Das Wetter war ruhig, und Hilfe mußte bald kommen. Der Kriegslotse hatte ihm auf sein "Please a Cigarette" die richtige Antwort gegeben und nahm ihn nun unter Verhör. Die „Goldmouth" kam von Nordborneo und sollte ihre 10000 Tonnen Treiböl nach London bringen. Als er beim Diner gewesen, sei ihm das U-Boot achteraus gemeldet worden, und die „Gunners" hätten das Schießen begonnen, weniger auf seinen Befehl als auf den der Regierung, nach deren Anordnung er allein handele, und die ihm das moderne 5-cm-Geschütz an Bord gesetzt habe. Über die erzielten Treffer äußerte er, daß einer ihm ein Rettungsboot durch die hochschlagende Wassersäule zertrümmert habe, ein anderer in das Mannschaftslogis gegangen sei, wieder ein anderer in die funkentelegraphische Station und der maßgebende Schuß in die Hauptruderanlage des Hinterschiffes. Durch ihn sei ein weiteres Manövrieren unmöglich gewesen. Den Hut habe er in der äußersten Eile statt der Mütze ergriffen.

Seine Unterbringung war gut, und seine Verpflegung löste nicht geringes Erstaunen bei ihm aus. Das hatte er nicht vermutet, wie sich überhaupt seine antideutsche Auffassung im Laufe der nächsten beiden Wochen gründlich änderte.

Wo war die Zeit geblieben? Der Nachmittag war herangerückt, ohne daß wir einen Bissen im Magen hatten. Was schadete es! Erfolg und Lohn für manche Nachtwache und Mühe im Ölmaschinenraum und oben auf der Brücke war da. So spät, wie vermutet, war es noch nicht in dieser Gegend! Die Uhr zeigte fünf, ergo hier auf westlicher Länge, wo die Sonne erst später hinkommt, vier Uhr, also gerade noch Zeit zum kombinierten Mittag und Nachmittagskaffee. Die Kriegsflagge war noch gar nicht allzulange vom Heck entfernt, wo sie bei jeder Begegnung mit Schiffen wehte, da tauchten gegen sieben Uhr auf unserm nach der Biscaya eingeschlagenen Kurs bei herrlichstem Abendgewölk im Westen wieder Rauchwolken und Masten auf. Dem brauchten wir nicht zu folgen und entgegenzulaufen. Er war von selbst so freundlich, sich zu uns zu begeben. Man schien ja direkt „entgegenkommend" geworden zu sein! Aber erst einmal: „Köpfchen unter Wasser, Sehrohr in die Höh'!" Es dauerte nicht lange, da rief unser Lotse von der Turmleiter: „Junge, Junge, dat is ober een groten, up den hebb ick schon lang luert!" Das Ziel unserer Wünsche war mit tödlicher Sicherheit dem kleinen U-Bootsrüssel in der Wasseroberfläche entgegengesteuert und präsentierte sich dem Kommandanten im Okular des Periskops in nächster Nähe als ein mächtiger „Blue Funnel"-Dampfer (bekannte englische Reederei, deren Schiffe blaue Schornsteine haben). Das war wirklich „en groten" und sogar einer mit einem — ah, was stand denn da? — einem mächtigen Geschütz auf dem Achterdeck. Der schien seine Mission ebenso ernst aufzufassen wie wir und konnte deshalb eine ungeahnte Kampfesaufforderung erhalten. Der Torpedooffizier hatte im Bugraum seinen „Bronzevogel" schon längst gestreichelt und ihm die richtige Tiefensteuerung angewiesen, da tönte wieder das beliebte „Los". Ein Druck auf den elektrischen Knopf, und da drüben war ein Eingang von Außenbords in Heiz- und Maschinenräumen geschaffen. Wir drehten etwas ab, als der Kommandant sah, daß die Boote bereits zu Wasser gingen, und tauchten dann auf. Die deutsche Flagge ging beim letzten Abendsonnenschein hoch, und das Geschütz wurde besetzt. Der Kommandant ließ es auf das drübenstehende Heckgeschütz richten und durch einen wohlgezielten Schuß in der Gegend aufräumen, um jeden tapferen Kanonier die etwaige verspätete Freude am Schießgewehr ein wenig zu nehmen. Der Dampfer war noch gut ein Stück größer als der am Mittag und seine Insassen noch verschiedenerer Nüance als die der „Goldmouth". Kein Wunder, er kam von Australien und brachte nach Aussage seines Ersten Offiziers nicht weniger als 23000 Ballen reiner Schafwolle und 3000 Tonnen Weizen über den Atlantik. „Gott mag euch segnen", hatten ja die Iren gesagt, und in der Tat, da war ein gutes Abendbrot! Die Boote des „Achilles", wie er hieß, waren in unglaublichem Zustande. Sie waren von der Tropenhitze völlig ausgetrocknet und machten Wasser. Ihre Insassen mußten zu zwei Dritteln wieder ausgeschifft werden und standen nun Kopf an Kopf auf unserm Achterdeck. „Herr, wie ist dein — Menschenreich so groß!" Der englische Kapitän war ein alter Graukopf und schaute verbissen drein. Diese "German Pest" mußte ihn auch noch kurz vor seinem Ziel und bei Tagesende ereilen. Er stand apathisch auf unserm Deck vor seinem Völkergemisch und mochte sich ärgern, daß bei der Explosion auch gleichzeitig die ganze Funkentelegraphie von oben gekommen war und kein S. O. S. (save our souls = rette unsere Seelen) in die Welt hinausgeschmettert werden konnte. Sein Erster Offizier machte die Sache um so besser. Er war ein echter „Nevermind's Gast", wie der Seemann von Leuten sagt, die fünfe gerade sein lassen und sich über nichts aufzuregen scheinen. Er ließ mit Erlaubnis des Kommandanten noch ein drittes, weit größeres Boot zu Wasser, das besser in Takt und wohl nur beim ersten Schreck nicht weggefiert worden war. In den anderen wurde unermüdlich eingedrungenes Wasser ausgeschöpft, bis sie schließlich so weit dicht gequollen waren, daß sie ohne Gefahr bestiegen werden konnten. Der Dampfer schwamm auf seiner Ladung und machte keine Anstalten, seine Endreise anzutreten.

Artilleristisch hätte die Versenkung wohl zu lange gedauert, und so viel Zeit war nicht vorhanden. Der Kommandant hielt ihn für einen zweiten Torpedo wert und befahl nochmals, ein Ausstoßrohr klar zu machen. Der zweite Schuß zog. Aufbrennendes, aus der Tiefe gekommenes Kalzium erleuchtete die dunkle Fläche, auf der Trümmerreste in ungezählter Menge trieben, und sollte in der Dunkelheit wohl der Wegweiser für die am Horizont sichtbar werdenden Topplichter werden, die anscheinend genügend Veranlassung zu haben glaubten, in dieser Gegend zu kreuzen. Wir dampften deshalb gleich darauf mit großer Fahrt weiter, und die Freude war nicht gering, ihn auf so friedliche Weise abgetan zu haben. Sein Geschütz, das man ihm in Kapstadt an Bord gegeben hatte, hätte immerhin unangenehm, wenn auch nicht gefährlich werden können. Das Wetter blieb bei zunehmendem Seegang uns weiter günstig, und der Kommandant beschloß, noch länger auf dieser wichtigen Verkehrsstraße zu verbleiben. Es war in der Nacht zum ersten April, als vor uns ein weißes Topplicht, eine grüne und rote Positionslampe wie zwei weithin leuchtende Augen aus dem Dunkel heraus uns entgegenkamen. Es wurde drauf zugehalten und durch Signallampe der Befehl zum Halten gegeben. Scheinbar nahm man keine Notiz von uns, zumal stockfinstere Nacht uns umgab und kein weiteres Licht auf die Gegenwart eines Fahrzeuges, am wenigsten eines deutschen U-Bootes, schließen ließ. Wohl oder übel mußte unser Gegenüber etwas deutlicher angeredet und ihm ein dröhnender Schuß vor den Bug gegeben werden, dem gleich darauf ein zweiter folgte. Endlich hielt er, aber noch immer nicht ließen Lichter auf ihm erkennen, daß unser wiederholtes Morsesignal, ein Boot mit den Schiffspapieren zu senden, verstanden war. Eine gute halbe Stunde war vergangen, da endlich ging, dem herabsinkenden Licht nach zu urteilen, ein Boot zu Wasser, und weißer abgeblasener Dampf stieg aus dem Schornstein auf. Das Boot kam näher und bei genauerem Hinschauen ein zweites, beide angefüllt mit Menschen; im ersten der Schiffsführer, seine junge Frau und ein Kind im Arm der Mutter, einige Ruderer und im zweiten der Rest der Besatzung. Wer hätte das geahnt, hier draußen im Atlantik in dieser Zeit eine solche Begegnung zu haben! Mutter und Kind sollten die Schutzengel des Schiffes und der ganzen Besatzung werden. Die Durchsicht der Papiere ergab, daß es wieder ein Norweger, das Schwesterschiff des vor einigen Tagen versenkten „Hans Gude", war und auch er im Namen seiner Reederei Kohlen von Cardiff nach Oran bringen sollte. Der Entschluß war für den Kommandanten nicht leicht, ihn laufen zu lassen oder ihn zu versenken und diese Menschen 100 Seemeilen von Land mit dem jungen Weib und Kind bei aufkommender See im weglosen Meer nachts treiben zu lassen. Er entschloß sich hochherzig zum ersteren, und mit einem Hinweis auf das Außergewöhnliche durften die Boote zu ihrem Schiff zurückkehren.

Von uns selbst fühlte jetzt doch jeder etwas seinen Kopf und seine Glieder. Etwas Reichliches hatte ja die letzte Zeit mit sich gebracht, und wir verzogen uns in unsere eingerahmten Schlafstellen. Das Boot stand reichlich weit südlich. Der Kommandant wollte aber noch auf Position bleiben und ließ deshalb auf 315 Grad gehen, d. h. nördlichen Kurs einschlagen. Er sollte nicht getäuscht sein. Gegen sieben Uhr morgens kamen bereits wieder Rauchwolken in Sicht, vor denen wir tauchen mußten. Ob es der Zufall wollte, daß wir gesehen waren, der Kommandant konnte nicht zum Schuß kommen. Der Dampfer drehte direkt auf das Periskop zu, und nur einem geschickten Unterwassermanöver war es zu danken, daß das Schiff über uns hinweg und am Seerohr an seiner hohen Bordwand vorbeiglitt. Durch die nun folgenden Umstände konnte leider nie Klarheit über diese Frage geschaffen werden, aber zweifellos war die Wendung Absicht und als ein Rammen gedacht gewesen. Die Kriegsflagge war unterdessen klar gelegt worden, und das bekannte Aufforderungssignal, das am Sehrohr wieder hochgehen sollte, hielt die seemännische Nummer eins unter dem Arm. „Auf alle Tanks Preßluft! Schnell auftauchen!" Im Augenblick waren wir über der Wasserfläche und beide Ölmotoren in voller Fahrt. Wieder gab es eine Jagd. Was leichter, mochte der englische Dampferführer denken, als diesem kleinen U-Boot auszurücken. Er hatte einigen Vorsprung und lief selbst bei seinem scheinbar geringen Tiefgang nicht schlecht. Gegen unsere braven Sechszylindermotoren sollte er aber doch nicht in Wettbewerb treten können. Der erste und zweite Warnungsschuß waren bereits über das Wasser gesaust. Mächtige Rauchwolken warf sein Schornstein gen Himmel. Der dritte Schuß sollte ihn aber eines Besseren belehren und ihm die vermutlich schlecht verstandenen ersten beiden Schüsse in ihrer Eigenschaft erklären. Er war ein Volltreffer in die Aufbauten, wie ihn der Artillerieoffizier sich ihn gar nicht besser wünschen konnte. Der Engländer lief, was seine Maschinen hergeben konnten; wir nicht minder, aber unser Kruppsches Wahrzeichen reichte doch etwas weiter, als er wohl annahm. Meisterhaft saßen die nächsten Schüsse, und kaum acht waren aus dem Rohr heraus, da hielt er an und brachte in einer geradezu kopflosen Weise seine Boote zu Wasser. Das eine voller Chinesen war kaum zur Hälfte herab, als es von oben heruntersauste, umschlug und die gelben Kerls unter sich begrub. Der Anblick war weniger schön. Planken und Grätinge wurden von der Kommandobrücke ins Wasser geworfen, und niemand konnte bei diesem undisziplinierten Verhalten helfen. Wir fuhren von der einen zur andern Schiffsseite herum und sahen auch hier, daß jegliches System im Herablassen der Boote fehlte. Der Kommandant drehte senkrecht zur Breitseite des Dampfers von ihm ab, hatte einen Hecktorpedo klar machen lassen, und wenige Augenblicke später zog eine lange Blasenbahn ihren Weg schnurstracks auf die englische „Ashburton". Ein donnerähnlicher Knall, eine breite, sich nach oben verjüngende Wassersäule stieg auf, und hinter ihr vor kam ein stark auf der Backbordseite liegendes Schiff zum Vorschein. Es konnte seinem Schicksal getrost überlassen bleiben, und noch ehe es den Beobachtern aus dem Glase verlorenging, war es auch von der Bildfläche verschwunden und hatte sich zu seinen Brüdern versammelt.

Das Wetter hielt sich noch leidlich, wollte aber doch laut Barometer so peu à peu ein anderes Gesicht wieder aufstecken. Der Heimweg wurde deshalb beschlossen und langsam angetreten, um noch mitzunehmen, was etwa in den Weg kam. So ganz mit leeren Händen, ich meine, Rohren, wollte der Kommandant ja auch nicht nach Hause und in die Nordsee kommen. Im großen, nach Westen ausholenden Bogen wurde deshalb die Rückfahrt angetreten. Zur Stunde befand sich das Boot ungefähr auf der Höhe von Brest.

Noch vor dem Untergang der „Ashburton" hatte der Beobachtungsposten zwei Strich backbord voraus Segel gemeldet. Beim Aufkommen konnte der anfangs graue Punkt als eine französische Dreimastbark mittlerer Größe erkannt werden. Auf unsern Warnungsschuß hin drehte sie sogleich bei, und im hinteren Mast ging ein ihm zustehendes Erkennungssignal hoch. Eine Menge kleiner Boote wurde über den Bordrand geworfen und trieb herrenlos ab, während die wenigen mit Insassen bemannten Nußschalen in äußerster Hast und Eile davonruderten. Was mußten wir für Barbaren sein! Kein Winken und Rufen half, sie wollten auf und davon. Die Situation erschien zu lächerlich, um ernst bleiben zu können und an unserm Halteplatz liegen zu bleiben. Der Kommandant fuhr in ihre unmittelbare Nähe, und auf unser Befragen, woher und wohin und welches die Ladung sei, erfuhren wir, daß der Segler die „Nominoë" aus St-Malo war und sich auf dem Wege zu den Neufundlandinseln zum Fischen befand. Jeder war von dem trostlosen Schicksal dieser alten Grauköpfe überzeugt, wenn wir sie hier draußen mitten auf dem Atlantik allein schwabbern ließen. Sie hatten nur wenig Hartbrot, aber kein Wasser in ihren Booten, und da sie erst in sechs bis sieben Monaten wiederkommen sollten, so lag der menschliche Gedanke an ein Kriegsende und ihre Freilassung nicht allzufern. Mit einem zehnmal wiederholten «Merci, messieurs — merci, messieurs» und «Bon voyage» ruderten sie zu ihrem Segler zurück und krochen über die Planken zum Deck hinauf. Arme „Nominoë", wie wunderbar spielt das Schicksal! Weder Friede ist in der Zwischenzeit geworden, noch bist du heil heimgekehrt. Während ich diese Zeilen schreibe, bist du vor acht Tagen im November von einem andern U-Boot versenkt worden. Wahrscheinlich warst du weniger leer als damals im März, etwas besser ausgerüstet und schon näher der Küste. Sie war unser letztes greifbares Renkontre gewesen.

Die Maschinen arbeiteten, abgesehen von kleineren laufenden Havarien, noch brillant, die elektrische Anlage war nicht weniger gut in Stand, und so entschloß sich der Kommandant bei dem genügenden Ölvorrat, wieder oben um England herumzufahren. Noch einmal mußten wir tags darauf vor einem am diesigen Horizont herauskommenden englischen Zerstörer tauchen. Er schien auf Suche zu sein, denn auch die „Ashburton" hatte augenscheinlich bis zuletzt gefunkt, offenbar aber ihren Schiffsort um einen vollen Grad verkehrt angegeben. Ich werde dieses Tauchen nie vergessen! Es war an einem Sonnabend, und die Hühner sollten ja morgen am Sonntag in Reis und Curry verzehrt werden. Schmuttje war oben und rupfte ihre Federn, daß sie lustig in den Wind hinauswirbelten; klopfte sie auf den feisten Brustkasten und freute sich über die Unmenge Weizenkörner in Kropf und Magen. Der Vorratsraum hatte eine Lötlampe herausrücken müssen, und die Heizer sengten noch ab, was der Koch an Federstoppeln hatte stehen lassen. Auch die abgeschnittenen beiden Schweinsköpfe lagen an Deck und schauten, nochmals frisch gewaschen, mit zugekniffenen Augen in die Frühlingsluft. Sie sollten in Wohlgefallen aufgelöst werden, denn für heut abend waren Schweinsohren, Eisbein und Sauerkraut angesetzt, und jeder half im Vorgeschmack des leckeren Abendbrots, die lieblichen Schmalzbacken zerlegen. Eitel Freude herrschte; da, Teufel auch, hieß es: „Alarm!" — Hühner, Schweinsköpfe, Schmutt und Lötlampe flogen die Eisenstiege herunter. Der Eimer hinterher, und zu war das Luk zum Unteroffiziersraum.

Endlich hatten wir an den folgenden Tagen etwas mehr Ruhe. Diese Reihe guter Tage war doch etwas auf die Nerven gegangen. Wir freuten uns nur, über reichliches Verpflegungsmaterial zu verfügen, mit dem wir der Lloydverpflegung hätten konkurrieren können.

Es dauerte nicht lange, und wir hatten die Nordwestecke Irlands mit Black Rock hinter uns und näherten uns auf dem altem Wege, den wir gekommen waren, den Orkneys. Das Wetter war bis zu ihrem Breitengrad gut gewesen. Warm angezogen freilich mußte man sein, wollte man abends Zeuge sein von den Symphoniekonzerten, die allabendlich auf dem Turmumbau von unseren ersten Musikkräften auf Mundharmonika und Mandoline veranstaltet wurden, und deren gesangliche Begleitung der Wind übers Meer trug. Unser englischer Gefangener hatte die harten Kampftage mit ihren schönen Erfolgen miterlebt, hatte den Fleiß und Ernst und die exakte Dienstauffassung der Leute ansehen dürfen; nun war er Zeuge ihres frohen Gesanges. Diesem Eindruck konnte er sich doch nicht entziehen. Er schlug in die Hände, als er die „Lorelei" gehört hatte, und mochte sich doch Gedanken über diese eigenartigen Nachkommen der Hunnen und Barbaren machen.

In einer sternenklaren Nacht wurde mit östlichem Kurs die Passage zwischen einer der englischen Inselgruppen genommen. Mit äußerster Kraft ging es über Wasser hindurch, und schon der nächste Morgen begrüßte uns in der Nordsee. Wir waren der Heimat nicht mehr fern, als unsere bewährten Ölmaschinen uns doch noch einmal ein Schnippchen schlugen und scheinbar zeigen wollten, wie abhängig wir von ihnen waren. Keine Tagereise waren wir von unserm Ausgangshafen entfernt, als plötzlich die Kühlung der Kolben bei einzelnen Zylindern versagte und sich dieses Übel gleichzeitig auf beide Maschinen erstreckte. Unermüdlich wurde 24 Stunden hindurch gearbeitet. Hätte wohl einer mit unklaren Maschinen heimkehren mögen? Der Fleiß siegte, keine Hilfe brauchte herbeigerufen zu werden, und mit voller Kraft wurde auch das letzte Ende zurückgelegt.

Wieder war es an einem Nachmittag, als U . . . mit brausendem Hurra von einem Torpedoboot schon weit außerhalb der Reede in Empfang genommen und durch Flaggensignal herzlichst beglückwünscht wurde. Die Erfolge waren längst bekannt, englische Versicherungen hatten es mit Kummer der Welt melden müssen, und norwegische Zeitungen brachten aus Christiania lobende Kunde über sachgemäße und humane Behandlung der „Bell"-Besatzung. Post, viel Post kam vom Torpedoboot an Bord. Sie hatte schon längst auf uns gewartet, und mancher Brief wollte nach der Datumsfolge gelesen sein. Noch kurze Fahrt, und die Schleusen waren erreicht. Seit langem waren die Leinen wieder einmal hervorgeholt. Sie flogen an Land, und als das Boot festlag, sprang lachend ein Matrose an Land. In der Hand hatte er Telegramme von Offizieren und Leuten und eilte über die Schleusentore zum nahen Postamt.



General der Infanterie Rudolf Stöger-Steiner Edler v. Steinstätten,
der neue österreichisch-ungarische Kriegsminister.

Das österreichisch-ungarische Kriegspressequartier und sein neuer Kommandant.

Gleich nach der Kriegserklärung an Serbien am 28. Juli 1914, wurde das österreichisch-ungarische Kriegspressequartier ins Leben gerufen.

Unter der Leitung des 1915 zum Generalmajor beförderten Kommandanten v. Hoen und der ihm zugeteilten Offiziere haben die Mitglieder des österreichisch-ungarischen Kriegspressequartiers im Laufe des Weltkrieges, nach jeder Richtung hin, ganz Hervorragendes geleistet. Immer mehr schieden sie sich in zwei besondere Gruppen, in die literarisch-journalistische und in die der Künstler und Photographen. Glänzende Berichte, anschauliche Schilderungen, begeisterte und begeisternde Artikel gelangten von hier aus in die heimische Presse und in die des verbündeten und neutralen Auslands. Zahlreiche für alle Zeiten wertvolle Schriften erschienen als Frucht der regelmäßigen Exkursionen und der ständigen Beobachtungen der Mitglieder des Pressequartiers. Reich an Schätzen von Skizzen und mehr oder minder ausgeführten Bildern kehrten jeweils die Künstler von ihren Ausflügen und Fahrten in die Bereiche der einzelnen Armeen zurück. Nach vielen, vielen Tausenden zählen die photographischen Aufnahmen, während die interessantesten Vorgänge vielfach im Film festgehalten wurden. Die Tätigkeit der Schriftsteller und Journalisten konnte man gewissermaßen von Tag zu Tag verfolgen; die der Kunstgruppe ist dagegen naturgemäß nur zum kleinen Teil bisher dem Publikum zugänglich gemacht worden, sei es in Zeitschriften und Büchern, sei es in den verschiedenen interessanten Ausstellungen, die das Kommando des Pressequartiers zuerst in Wien, dann in Budapest, Prag, Graz, Agram, ferner in Berlin, in der Schweiz, in den skandinavischen Staaten usw. veranstaltete. Zum großen Teil sind die Arbeiten der Künstler vom Heeresmuseum und vom Kriegsarchiv erworben worden, wodurch sich naturgemäß eine enge Fühlungnahme des Kriegspressequartiers mit dem Kriegsarchiv herausbildete. Nach dem Rücktritt des Generals der Infanterie Freiherrn v. Woinovich von der Direktion des Kriegsarchivs wurde Generalmajor v. Hoen zu seinem Nachfolger ernannt.

Vor kurzem erhielt nun das Kriegspressequartier einen neuen Kommandanten in der Person des bisherigen Stellvertreters des Generals v. Hoen, des Obersten im Generalstabskorps Wilhelm Eisner-Bubna. Oberst Eisner hat den größten Teil des Krieges an der Front mitgemacht und war lange als Generalstabschef des von Erzherzog Joseph kommandierten Korps am Isonzo tätig. Zahlreiche Kriegsauszeichnungen, unter anderm auch das Eiserne Kreuz, schmücken seine Brust. Er ist ein feingebildeter Offizier, der, durch vielfachen Aufenthalt auch im Auslande, die Bedürfnisse der in- und ausländischen Presse genau kennt und weiß, wie wichtig ein geordneter Pressedienst auch in militärischer Hinsicht ist. Er hat sich als Stellvertreter des Generals v. Hoen in seine neue Tätigkeit eingearbeitet, und die Mitglieder des Pressequartiers haben daher jetzt schon Gelegenheit gehabt, die Gefühle des Dankes für die fürsorgliche, stets anregende Leitung und der Verehrung und Hochschätzung, die sie in so weitem Maße für den ihnen stets wohlwollend gesinnten General v. Hoen empfinden, auch auf den neuen Chef auszudehnen. C. J.



Oberst Wilhelm Eisner-Bubna,
der neue Kommandant des k. u. k. Kriegspressequartiers.
(Phot. J. Harkányi, Wien.)



Kardinal Dr. Franz v. Bettinger,
Erzbischof von München-Freising und Feldpropst der bayerischen Armee, † am 12. April im erzbischöflichen Palais zu München infolge Herzschlags. (Phot. M. Obergaßner, München.)

Zum Wechsel im österreichisch-ungarischen Kriegsministerium.

Schon seit Anfang dieses Jahres verlautete in eingeweihten Kreisen, daß der Kriegsminister Generaloberst Freiherr v. Krobatin amtsmüde sei und sich nach der Front sehne. Wer den schneidigen General und seine Laufbahn kennt, wer weiß, wie sehr er sich durch und durch als Artillerist fühlt, und andererseits bedenkt, welche hervorragende Rolle gerade diese Waffe im Weltkrieg zu spielen berufen ist, an deren Ausbau in Österreich-Ungarn er so hervorragenden Anteil hatte, wird sich darüber nicht wundern.

Am 8. April hat Kaiser Karl die Dimission des Freiherrn v. Krobatin angenommen und ihm „in dankbarer Würdigung seiner Verdienste, die „besondere belobende Anerkennung" ausgedrückt. Gleichzeitig wurde Freiherr v. Krobatin zum Armeekommandanten ernannt.

Zum Nachfolger Krobatins wurde der General der Infanterie Rudolf Stöger-Steiner v. Steinstätten berufen. Er ist ein Mann von großem theoretischen Wissen, von bedeutenden organisatorischen Fähigkeiten und hat zudem Gelegenheit gehabt, sich reiche Erfahrungen zu sammeln. Er kennt aus unmittelbarer Anschauung auch die Bedürfnisse der Armee im Feld und beherrscht dieses Gebiet ebenso wie dank seiner Friedenslaufbahn die Aufgaben des Hinterlandes.

Der neue Kriegsminister ist ein Sohn der grünen Steiermark. Er wurde 1861 in Pernegg geboren und nach Absolvierung der Kadettenschule 1880 Leutnant im Feldjägerbataillon Nr. 9. Schon auf der Schule zeichnete er sich durch seine Wißbegierde aus und meldete sich daher schon 1884 zum Besuch der Kriegsschule, die er zwei Jahre später mit vorzüglichem Erfolg verließ. Bald darauf wurde er Hauptmann im Generalstab und war dann längere Zeit als Lehrer an der Kriegsschule tätig. Später kommandierte er das Infanterieregiment Nr. 74 und dann als Generalmajor die 56. Infanteriebrigade. Im Jahre 1910 wurde Stöger-Steiner an die Spitze der Armeeschießschule berufen. Hier verwertete er in fruchtbringender Arbeit seine reichen, umfassenden Kenntnisse auf schießtechnischem Gebiete. Bei Kriegsbeginn rückte Stöger-Steiner als Feldmarschall-Leutnant an der Spitze der 4. Infanterietruppen-Division ins Feld und wurde bald nach der Kriegserklärung Italiens zum Kommandanten eines Korps am Isonzo ernannt.



Vom Besuch des Prinzen Zia eddin-Effendi, des ältesten Sohnes des Sultans, in Berlin: Der Prinz (×) und sein Gefolge beim Verlassen des Hotels Adlon.
Links neben dem Prinzen der Generaladjutant des Kaisers, Generalleutnant Zekki-Pascha. Der Prinz hat sich von Berlin aus in das Große Hauptquartier begeben und dem Kaiser am 15. April einen Ehrensäbel als Geschenk des Sultans überreicht. Er erhielt den Schwarzen Adler-Orden.



Vom Kriegsschauplatz in Mazedonien: Bulgarische Infanterie beim Waschen.

Nach einem Gemälde des als Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ zum Balkan-Kriegsschauplatz entsandten Kriegsmalers Albert Hartmann.

Kulturrundschau der Leipziger „Illustrirten Zeitung".

Meinungsaustausch über Wesen und Entwicklung der Diplomatie.

Der diplomatische Dienst. „Diplomaten, eine bedenkliche Sorte Menschen. Ihr Stand verpflichtet sie ordentlich zum Schlechten, und sie gleiten früher oder später alle in dieselbe Pfütze, ob sie die Vereinigten Staaten von Nordamerika oder Rußland vertreten, ob die Juli-Revolution oder das Papsttum sie sendet." So schreibt Varnhagen von Ense, der dieser bedenklichen Sorte selbst kurze Zeit angehört hatte, in seinem Tagebuch in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts. So urteilt heute die Mehrzahl der leidenden Menschheit, von dem begreiflichen Wunsche geleitet, die Schuld an den Geschehnissen an fremder Türe niederzulegen. An fremder Türe; denn in normalen Zeiten bildet das bunte Völkchen der Diplomaten keinen Faktor des öffentlichen Interesses, ist mit seinen Sünden und Vorzügen dem allgemeinen Urteil entzogen. Als Varnhagen jene Worte schrieb, stand Europa noch im Zeichen des Wiener Kongresses, vom Nimbus Talleyrandscher Ränkekunst überschüttet, deren Traditionen, vom Fürsten Metternich aufrechterhalten, alle Kabinette beherrschten. Eisenbahnen und Telegraphen waren im ersten Erstehen begriffen, die strenger Zensur gehorchende Presse fing erst langsam an, sich zur Großmacht zu gestalten, der durch Zölle gelähmte Handel vermochte kaum die Landesgrenzen zu überwinden, die Hochfinanz allein hatte unter der Gunst der Mächtigen ihre Fühler weiter vorgeschoben. Wenn die Diplomatie damals keine großen Männer hervorbrachte, so enthielt sie doch neben unzähligen Nieten eine Anzahl bedeutender Persönlichkeiten, die zum Teil sogar der Zeit vorausgeeilt waren, zum Teil die letzten Kämpfer auf den Wällen konservativer Weltanschauung bildeten, deren Ratschläge zu Hause gern gehört wurden und oft bestimmend auf die Entschlüsse der Regierungen wirkten. Obgleich man sich zweifellos auch anfechtbarer Mittel bediente, ist jene Epoche doch die politische Geburtsstätte eines Cavour, eines Bismarck geworden, zweier Staatenbildner, denen wir heute an staatsmännischem Können nichts zur Seite zu stellen haben. Mit der elementaren Entwicklung der Verkehrsmittel, der Presse, des Handels, der Heere und Flotten, der Macht der Parlamente, dem Erstarken der Demokratie, mit dem gleichzeitigen Wachsen äußerer und persönlicher Einflüsse jeder Art ist auch die Diplomatie in ganz verschiedene Bahnen geraten. Was dem Diplomaten von früherer Herrlichkeit noch geblieben, ist die Vergünstigung, vom Tage seines Eintreffens in fremdem Lande mit den herrschenden und leitenden Kreisen in unmittelbare Verbindung gesetzt zu sein, keine soziale Evolution durchmachen zu müssen. In jeder anderen Hinsicht ist sein Pfad bei eintretenden Verwicklungen ein dornenvoller geworden. Denn die Regierungen sind von seinem Rate und seiner Anschauungsweise um so weniger abhängig, als sie selbst, auch auf internationalem Gebiete, durch gewaltige Interessen beeinflußt werden, denen wirksame – nicht immer einwandfreie – Quellen der Information zu Gebote stehen, die nicht selten selbständige Politik treiben und über Machtmittel im In- und Auslande verfügen. Die Ereignisse lehren, daß diese letzteren Elemente, und nicht zum wenigsten die Presse aller Kulturländer, dann und wann gut daran getan haben würden, die Urteile bewährter auswärtiger Vertreter – mögen sie nun bürgerlicher oder adeliger Herkunft sein – mehr in Rechnung zu ziehen, als es der Fall gewesen ist. Weil es leider nicht richtig ist, daß sich mit der Zunahme menschlichen Verkehrs das gegenseitige Verständnis unter den Nationen gehoben hat. Es ist eher das Gegenteil eingetreten. Dieselben Ereignisse könnten uns aber alle lehren, daß wir wieder bescheidener werden, daß die kurze Ära des Übermenschentums sich schon überlebt hat, daß besonnenes Urteil, ehrliche Überzeugung und gesunder Menschenverstand wieder in ihre Rechte treten müssen. Man mag daher über die Diplomatie der letzten Jahrzehnte denken, wie man will, es wird der künftigen Geschichtschreibung schwerfallen, ihr den Hauptanteil an dem Ausbruch des Weltkrieges zuzuschreiben, aus dem einfachen Grunde, weil ihre aktive Rolle dafür im ganzen eine viel zu unbedeutende gewesen ist. Die wirklichen Fäden internationaler Politik liefen nicht nur in den Zentralen zusammen, die letzteren selbst beherrschten nicht mehr die von Elektrizität erfüllte Atmosphäre. Was hätten einige Botschafter daran ändern können? Und nun spricht man natürlich viel von der Reform des diplomatischen Dienstes, der Notwendigkeit des Überganges von einer Klasse von Menschen auf die andere, von einer bis in die kleinsten Details ausgeklügelten Vorbildung. Dies erinnert an das Wort des Malers Lenbach, daß er es zu einem erträglichen Künstler gebracht habe, obgleich er auf der Königlichen Akademie der Künste herangebildet worden sei. Ein vorbildliches Beispiel politischer Beobachtung ist in einem Briefe des Fürsten Bismarck aus Petersburg an seinen Minister Freiherrn v. Schleinitz zu erkennen, in dem die eben erfolgte Revolution gleichsam ihre Schatten vorauswirft. Aufrechter Sinn, gute Erziehung, freie Wahl des Umgangs mit Menschen, daraus gebildete Weltkenntnis und endlich die Überzeugung, daß die heimische Regierung auch die Vertretung von Auffassungen zuläßt, welche mit den eigenen Anschauungen im Widerspruch stehen mögen – dies bleiben die unerläßlichen Vorbedingungen für dem Vaterland nützliche Vertretung im Ausland. Dem, der es aus der Tiefe des eigenen Bewußtseins reglementieren will, möchte man Hamlets Worte zurufen: How weary, stale, flat and unprofitable seem to me all the uses of the world.

Kaiserlicher Gesandter z. D. Graf v. *Leyden.*

Die Neuorientierung der Diplomatie. Mit der Neuorientierung der Diplomatie, von der ich hier sprechen will, geht es uns wie mit der vom Reichskanzler in Aussicht gestellten Neuorientierung unserer inneren Politik. Alle Welt ist darüber einig, daß sie kommen muß und kommen wird; aber über das anzustrebende positive Ziel und über die Mittel, durch die dieses zu erreichen ist, herrscht allgemeinste Unklarheit. Darum ist es im Augenblick keinem von uns möglich, bei der Erörterung der einschlagenden Fragen mehr zu geben als höchstpersönliche Anschauungen. Erst aus der Auseinandersetzung mit den abweichenden Ansichten anderer kann Schritt für Schritt der Weg zu objektiver Erkenntnis erschlossen werden. – Bis zum Ausbruch des Krieges haben die diplomatischen Agenten in erster Linie die Aufgabe gehabt, die Staatsgewalt ihres Absendestaates bei dem monarchischen oder republikanischen Oberhaupt des Empfangsstaates zu *repräsentieren.* Es war daher nur folgerichtig, daß man bei der Auswahl der Bewerber um die diplomatische Laufbahn das Schwergewicht auf die *gesellschaftlichen Vorzüge* legte: auf äußere Erscheinung und tadelloses Auftreten, auf glänzenden Namen und ausreichendes Vermögen. Die Vereinigten Staaten Amerikas, die französische Republik und andere Staaten haben sich an diese Beschränkungen bei der Auswahl ihrer Gesandten nicht gebunden; zu neuen grundsätzlichen Anschauungen über das Wesen und die Aufgaben des diplomatischen Dienstes sind auch sie nicht gelangt. In dem diplomatischen Dienst des Deutschen Reiches war die ältere Anschauung bis in die jüngste Zeit hinein in uneingeschränkter Geltung. In Zukunft werden wir von unseren diplomatischen Agenten in erster Linie verlangen, *daß sie uns die Kenntnis des Landes, in dem sie tätig sind, genau und erschöpfend übermitteln.* Sie müssen uns auf dem laufenden halten über die Gesamtentwicklung des Volkslebens auf allen Gebieten seiner Lebensbetätigung, auf dem wirtschaftlichen wie auf dem politischen, dem militärischen wie auf dem kulturellen Gebiet. Nicht nur darum handelt es sich für uns, von den Bewegungen der amtlichen Politik unterrichtet zu sein, sondern gerade die tiefer liegenden und darum schwerer erkennbaren Unterströmungen der Volksseele sind für unsere Politik von ausschlaggebender Bedeutung. Der Gesandte, der dieser großen Aufgabe gerecht werden will, muß mit dem Volke des Empfangsstaates leben; er muß seine Zeitungen lesen und seine Versammlungen verfolgen, mit den Politikern aller Parteien und den führenden Männern aller Lebenszweige verkehren. Sein Personal kann ihm dabei weitgehende Entlastung gewähren, wenn er es versteht, die oberste Leitung in der Hand zu behalten. Beschränkt sich sein Verkehr auf die Regierung des Empfangsstaates und die Mitglieder des diplomatischen Korps, so wird er gewiß manches lernen, aber gerade das nicht erfahren, was zu wissen uns am wichtigsten wäre. Es ist klar, daß die Erfüllung dieser Aufgabe *eine besondere theoretische und praktische Ausbildung erfordert.* Mit einer Verschärfung der diplomatischen Prüfungen wird wenig oder gar nichts erreicht. Der Gesandte muß das Land, in das er geschickt wird, schon vor seiner Abreise kennen, soweit solche Kenntnis aus Büchern und Vorlesungen gewonnen werden kann. Und er darf von seinem Posten nicht abberufen werden, solange er auf ihm dem Deutschen Reiche noch nützlich sein kann. Wir verlangen von dem Gesandten aber noch ein anderes: *er muß die deutsche Politik geschickt und zielbewußt vertreten.* Mit dieser Forderung kommen wir aber auf einen wunden Punkt unseres staatlichen Lebens. Der Gesandte kann diese Aufgabe nur dann erfüllen, wenn wir eine klare auswärtige Politik haben; eine Politik, die, trotz aller Elastizität bei Änderung der äußeren Verhältnisse, stetig ist und den Wechsel im Reichskanzleramt wie in der Mehrheit des Deutschen Reichstags überdauert. *Eine solche klare und weitblickende, von dem ganzen deutschen Volke getragene auswärtige Politik haben wir seit Bismarcks Abgang nicht mehr.* Die Schuld an den vielen Enttäuschungen, die die letzten Jahre uns gebracht haben, die Schuld, die wir den Diplomaten zuzuschieben geneigt sind, fällt auf das ganze deutsche Volk zurück, das es verlernt hat, sich um auswärtige Politik zu kümmern. Ich habe die zuversichtliche Hoffnung, daß die Lehren des großen Krieges, die wir mit dem Blute unserer besten Söhne bezahlen mußten, die politische Neuorientierung des deutschen Volkes zur Folge haben werden. Ist das der Fall, so wird die Umgestaltung unserer Diplomatie von selbst sich einstellen.

Prof. Dr. *Franz* v. *Liszt*, M. d. R.

Die Zukunft unserer Diplomatie. Schon vor dem Ausbruch des Weltkrieges hat es an Angriffen gegen die deutsche Diplomatie nicht gefehlt, die sich im Laufe des Krieges immer mehr verstärkt haben. Eine Einigkeit dürfte im großen und ganzen bei uns darüber herrschen, daß eine Neuformung unseres diplomatischen Dienstes unmittelbar nach dem Frieden eintreten muß. Diese Forderung wird mit Recht damit begründet, daß sich die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands so von Grund aus geändert haben, daß auch der diplomatische Dienst einer Modernisierung auf die Dauer nicht mehr entraten kann. Dazu kommt, daß sich überhaupt in den letzten Jahrzehnten die Art der völkerrechtlichen Beziehungen zwischen den einzelnen Staaten der Welt ganz wesentlich gegen früher verschoben hat. Nicht nur hat die demokratische Entwicklung der meisten Länder der Erde einen rapiden Fortschritt genommen, sondern es sind auch die rein wirtschaftlichen Angelegenheiten so bestimmend für die auswärtige Politik geworden, daß man von hoher Politik in dem Sinne unserer Großväter überhaupt nicht mehr sprechen kann. Die Folge dieser Vermischung der wirtschaftlichen mit den rein politischen Fragen, in Verbindung mit der durch die Erfindung der modernen Verkehrsmittel veränderten Instruierung der auswärtigen Vertreter durch ihr eigenes Ministerium, ist die Tatsache gewesen, daß es heute bei den Diplomaten nicht mehr in erster Linie auf Herkunft der Familie und hieraus hervorgehende Beziehungen ankommt, sondern auf die Kenntnis des politischen und wirtschaftlichen Lebens der Heimat und des Auslandes. Der Erwägung, daß diesen veränderten Verhältnissen bei uns nicht ausreichend Rechnung getragen wird, entspringt die Forderung nach einer Reform des auswärtigen Dienstes. Man verlangt daher eine nicht nur auf juristische Kenntnisse gestützte Vorbildung, sondern vor allem auch welt- und wirtschaftspolitische Erfahrung. Es ist ferner erkannt worden, daß die Auslese aus einem ganz beschränkten Herkunftskreise auf die Dauer unmöglich ist, und daß man auch hier, selbstverständlich ohne Unterschätzung der Bedeutung sozialer Erziehung und Umgangsformen, dem Tüchtigen freie Bahn schaffen muß. Voraussetzung hierfür scheint mir allerdings eine Verschmelzung des gesamten auswärtigen Dienstes, d. h. der diplomatischen und konsularischen Laufbahn, zu sein. Hierdurch würde man auch die genügende Anzahl von geeigneten Persönlichkeiten zur Auswahl für die wichtigeren Posten beider Arten von auswärtiger Vertretung zur Verfügung erhalten. Gewiß ist die diplomatische Tätigkeit eine in vielen Beziehungen verschiedene von der konsularischen. Beide Dienstzweige sind aber miteinander ähnlich genug, um die Vorbildung für die unteren Grade, den Konsul und den Legationssekretär, die gleiche sein zu lassen, damit auf diese Weise durch mehrjährige Beobachtung die Möglichkeit gefunden werden kann, die Geeignetsten für diese oder jene Stellung herauszufinden. Die großen Posten der Diplomatie verlangen allerdings, wenn die Interessen des Vaterlandes in großzügiger und weitausschauender Weise gewahrt werden sollen, politischen Blick und staatsmännische Begabung. Das läßt sich nicht erlernen, wohl aber entwickeln. Ob das im ausreichenden Umfange innerhalb der zunftmäßigen Diplomatie zu erreichen ist, ist die Frage. Die anderen großen Staaten der Welt, insbesondere unsere Feinde, haben infolgedessen immer mehr hervorragende Politiker, auch wenn sie nicht im auswärtigen Dienst herangebildet worden sind, zu Botschaftern und Gesandten ernannt. In diesem Falle werden wir einmal gut daran tun, dem Beispiel des Auslandes zu folgen. Die Möglichkeit einer solchen Auswahl wird um so größer werden, je mehr das Interesse und das Verständnis für auswärtige Politik bei uns zunimmt, und je mehr führende Männer des Parlaments in die Regierung eintreten und sich der Reichstag wiederum aus bedeutenden Persönlichkeiten unseres politischen und wirtschaftlichen Lebens ergänzt.

Legationsrat *Freiherr* v. *Richthofen*, M. d. R. und d. pr. A.

Vom idealen Staatsmann. Dadurch, daß der Diplomat kühl, notwendig kühl sein muß, daß er am besten zu Worte kommt, wenn die Kampfstimmung verfliegt, haftet ihm ein gewisses Odium der Nüchternheit an. Er ist am mächtigsten in den Zeiten allgemeiner Ernüchterung, ja, er ist das Organ dieser Ernüchterung. Ihm wird die undankbare Aufgabe gestellt, deutlich zu machen, um was es sich eigentlich die ganze Zeit gehandelt hat, eine Erkenntnis, die dem allgemeinen Bewußtsein während der Weißglühhitze irgendeines Fanatismus meistens fehlt. Die Diplomatie gehört zu den freien Künsten. Ein guter Beamter ist noch lange kein Diplomat; vielleicht kann er gar keiner sein, weil er zu fest in den Paragraphen steckt. Von jeher hat es sich als nützlich erwiesen, möglichst freimütige Menschen zu wählen, große Herren von Geburt, große Herren im Handel, große Herren in Denken und in Kunst. Vornehmheit ist ein von Diplomatie unzertrennlicher Begriff. Der Diplomat der Zukunft wird mit der anmutigen Sicherheit seines Auftretens tiefe, vielseitige Wissenschaft verbinden müssen. Er darf von keinem Vorurteil, von keiner Tradition beengt sein. Seine höchste Richtschnur ist ein untrügerisch ethisches Gesetz, das sich weder von Sophismen noch von Augenblicksvorteilen, ja nicht einmal von Vaterlandsliebe und dem Einfluß des eigenen Standes irremachen läßt. Bewaffnet mit dieser ritterlichen Rüstung, mit heiligen Waffen, die durch keinen gemeinen Streit entweiht sein dürfen, bewehrt mit der Freiheit, die nichts anderes für kämpfenswert hält als ebendiese Freiheit, kann der ideale Diplomat imstande sein, segensreich seines Amtes zu walten. Dies Amt besteht darin, von Fall zu Fall und von Persönlichkeit zu Persönlichkeit zu entscheiden. Denn letzten Grundes kommt doch alles auf die Persönlichkeit an. Die Grundursachen aller diplomatischen Fehler, mögen sie sich im einzelnen verhalten, wie sie wollen, liegen immer in engherziger Weltanschauung. Die göttliche Naivität, die jedem großzügigen Denken zu eigen ist, verträgt keine Sophismen, sondern vereinfacht und zieht die nächstliegenden Schlüsse. Sie behauptet, daß sich jedes Übel rächt, daß, wer immer Drachenzähne sät, füglich erwarten muß, daß Krieger aus der Saat entsprießen, die dazu verwunschen sind, sich automatisch gegenseitig zu erschlagen. Ein Diplomat, der den Hader zwischen den Völkern nährt, ist kein echter Patriot, denn dieser Hader bringt sein Volk wie die anderen Nationen um den köstlichsten Gehalt der Heimatsliebe, um die Freiheit. Großzügige Politik braucht sich ihres Friedenswillens nie zu schämen.

Frhr. *Alexander* v. *Gleichen-Rußwurm.*

Alle Beiträge dieser Rundschau werden von den Verfassern mit vollem Namen gezeichnet. Einsendungen erbeten unter der Anschrift: Kulturrundschau der Leipziger „Illustrirten Zeitung".

Bodenkraft, Ernte und Ernährung. / Von Professor Dr. Strecker, Leipzig.

Mit 14 Abbildungen aus dem Deutschen Museum in München.

Bei dem wirtschaftlichen Kampfe, den wir daheim zu bestehen haben, ist wohl jedermann klar geworden, daß wir verhungern müßten, wenn nicht die Landwirtschaft Nahrungsmittel in genügender Menge zur Verfügung stellen könnte. Und mit jedem Jahre, das der Krieg länger dauert, stellen wir sorgenvoll die Frage, kann uns die diesjährige Ernte unserer Landwirtschaft wieder weiter „durchhalten“ lassen. Unser ganzes Dasein hängt mit unserer Ernährung von den Ernten ab! Und zum Glück für uns alle sind die Ernten in keinem andern Kulturlande so gestiegen wie bei uns in Deutschland. Wir sind ja durch diesen Krieg an Millionen Zahlen gewöhnt. Aber dennoch muß das Herz jedes Deutschen höher schlagen, wenn er erfährt, daß in den letzten fünfundzwanzig Jahren bis zum Krieg, bei einer Steigerung der Bevölkerung um 39%, die Ernten unseres Brotgetreides von 7402 Mill. kg auf 14197 Mill. kg = 92% gestiegen sind. Eine enorme Leistung als Ergebnis rastloser Tätigkeit auf dem Gebiet der Landwirtschaft!

Wie einfach hatten es doch da die Menschen bei Beginn der Bodenkultur. Da waren sie in ihrer gegen heute geringen Menge noch so bescheiden, daß sie sich durch Weidebetrieb auf Grasflächen ernährten. Von diesen wurde zunächst nur eine kleine Fläche beackert und bestellt. So entstand die Einfelder- oder Feldgraswirtschaft (Abbild. 1.) Es wurde im Frühjahr eine Sommerfrucht auf einem Felde so lange gebaut, als die „Bodenkraft“ genügend Körnererträge erbrachte. Dann wurde ein anderes Stück des ursprünglichen Graslandes zur Pflanzenkultur umgebrochen und das erste wieder als Grasfläche benutzt. Der Boden konnte nun einige Jahre unter der Begrasung ausruhen und neue Kraft zur Hervorbringung neuer Ernten sammeln. Dabei führte das Bedürfnis nach besserer Einteilung der Felder und der Jahreszeit nach und nach zum Anbau des schon im Herbst auf einem zweiten Felde zu säenden Wintergetreides; es entstand die Zweifelderwirtschaft. Aus denselben Ursachen kam man schließlich zur Dreifelderwirtschaft durch Einrichtung eines dritten Feldes, des Brachlandes oder der Brache, die ganz unbenutzt liegen blieb, dafür aber

Geregelte Feldgraswirtschaft.

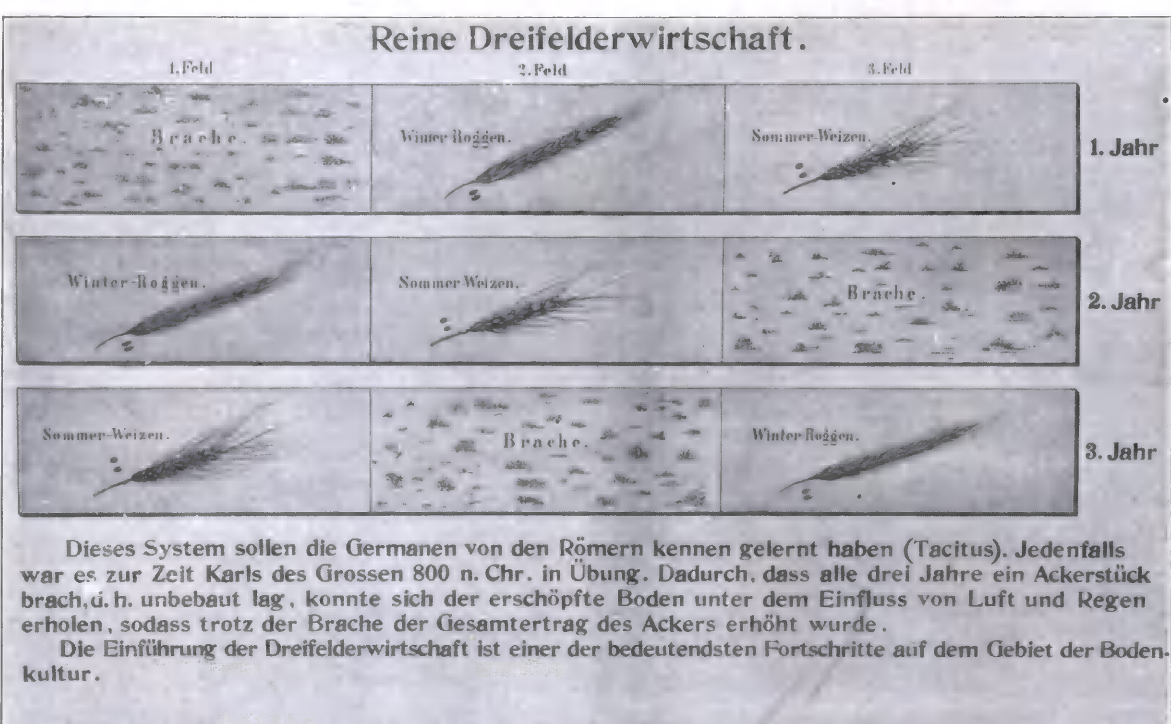
Sie stellt im Gegensatz zur wilden Feldgraswirtschaft einen planmässigen und geregelten Wechsel zwischen Acker- und Grasland auf (Koppelwirtschaft in Norddeutschland, Egartenwirtschaft in Süddeutschland).
Typische Egarten sind z.B. folgende:

Hafer 1900 – Kartoffeln 1901 – Roggen 1902 – Hafer 1903 – Kartoffeln 1904 – Roggen 1905 – Hafer u. Gras 1906 – Gras 1907 – Gras 1908 – Gras 1909 – Gras 1910 – 1911 wie 1900 u. s. w.

Jst vorstehende Fruchtfolge mit dem 11. Jahre vollendet, so erfolgt der Umbruch des Graslandes, und die Fruchtfolge beginnt von neuem.
Eine weitere Verbesserung stellt jene Form der Feldgraswirtschaft dar, welche sich die Grundsätze eines planmässigen Fruchtwechsels (vergleiche die Tafel 3) aneignet, wie die kombinierte Feldgras- und Fruchtwechselwirtschaft.

1. Geregelte Feldgraswirtschaft.

Reine Dreifelderwirtschaft.



Dieses System sollen die Germanen von den Römern kennen gelernt haben (Tacitus). Jedenfalls war es zur Zeit Karls des Grossen 800 n. Chr. in Übung. Dadurch, dass alle drei Jahre ein Ackerstück brach, d. h. unbebaut lag, konnte sich der erschöpfte Boden unter dem Einfluss von Luft und Regen erholen, sodass trotz der Brache der Gesamtertrag des Ackers erhöht wurde.
Die Einführung der Dreifelderwirtschaft ist einer der bedeutendsten Fortschritte auf dem Gebiet der Bodenkultur.

Verbesserte Dreifelder-Wirtschaft.

1. Feld – Brachschlag: Klee. Erbsen. Rüben. – 2. Feld: Winterfrucht. (Weizen) – 3. Feld: Sommerfrucht. (Gerste) – 1. Jahr

Da durch völliges Brachliegen eines Feldes die Gesamtproduktion nicht gross ist, indem bei reiner Dreifelderwirtschaft ein volles Drittel unbenützt liegen blieb, ging man dazu über, das frühere Brachfeld mit sogenannten Brachfrüchten zu bestellen.
Als solche kommen besonders Kartoffeln und Klee (nach deren Einführung aber auch verschiedene Rübenarten, sodann Hülsenfrüchte und Ölfrüchte) in Betracht, welche den Boden nicht so erschöpfen als die Körnerfrüchte.

2. Dreifelderwirtschaft.

einen Sommer hindurch wiederholt gepflügt und bearbeitet wurde und dabei auch eine „Stalldüngung“ erhielt, welche dem Boden neue Kraft gab. Als dann später das Bedürfnis der Menschen den Anbau anderer Früchte erheischte, wurde ein Teil der Brache, gewöhnlich die Hälfte, „besömmert“, d. h., es wurden auf diesem Bracheteil andere Früchte: Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, Rüben und Klee angebaut. Das war die Form der verbesserten Dreifelderwirtschaft. Zum Unterschied zur ersten reinen Dreifelderwirtschaft (Abbild. 2.)

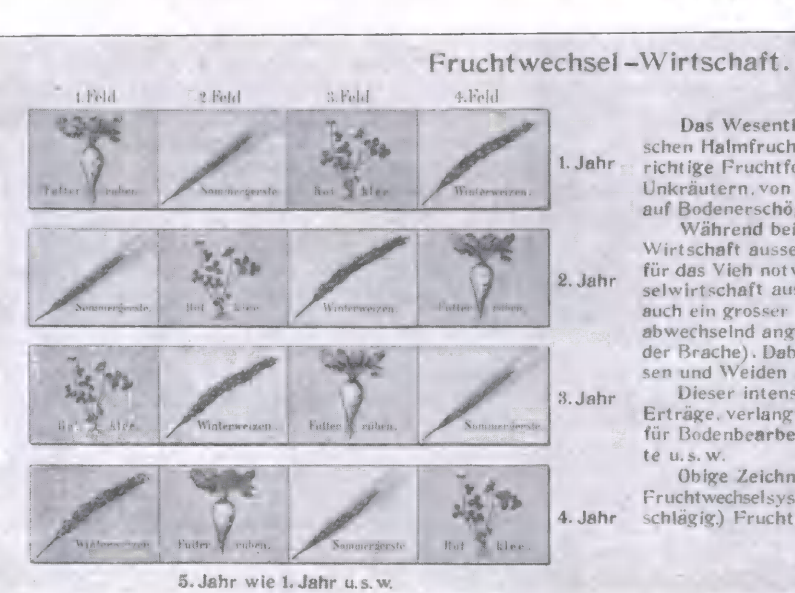
Diese Dreifelderwirtschaften haben lange Zeit bestanden, bis sie bei größerer Zunahme der Bevölkerung, deren Ansprüche immer höher und gewählter wurden, nicht mehr genügend Produkte lieferten und die „Bodenkraft“ nicht mehr groß genug war, um die Ernten zu steigern.

Da war es Albrecht Thaer, der um 1800 einen völligen Umschwung durch seine Lehre von der Fruchtwechselwirtschaft herbeiführte (Abbild. 3), auf die er durch das Studium der gesamten englischen landwirtschaftlichen Literatur verfallen war. Diese Fruchtwechselwirtschaft besteht darin, daß bei der Benutzung des Ackerlandes annähernd regelmäßig eine Halmfrucht mit einer Blattfrucht abwechselt. Z. B. zuerst eine Blattfrucht (Kartoffeln oder Rüben) — dann eine Halmfrucht (Sommergetreide) — darauf eine Blattfrucht (Klee) und schließlich wieder eine Halmfrucht (Wintergetreide). Jedes Gewächs nimmt dabei die ihm zusagendste Stelle ein. Durch die Fruchtwechselwirtschaft blühte die Landwirtschaft auf. Man suchte nun auch nach der Ursache der Erfolge, und die Untersuchung der Vorgänge der Ernährung und Düngung der landwirtschaftlichen Kulturpflanzen gab Veranlassung zur Entstehung einer besonderen Wissenschaft: der Agrikulturchemie. Ihr Begründer war Justus v. Liebig, der seit 1855 in München fand, daß die tierischen Exkremente, der „Stalldünger“, die man bisher als Ernährung für die Kulturpflanzen ausschließlich verwendete, dem Boden zwar alle Arten von Pflanzennährstoffen zuführten, aber nie die gesamte ihm durch die Ernten entzogenen Nährstoffmengen. Man hatte also die „Bodenkraft“ nach und nach verzehrt, „Raubbau“ getrieben. Selbst die Fruchtwechselwirtschaft kann erst dann zu den höchsten Ernten gebracht werden, wenn die Bodenkraft vollständig wiederhergestellt wird, wenn die Kulturpflanzen eine volle Ernährung, also eine Volldüngung, und zwar mit Phosphorsäure, Kali und Stickstoff, erhalten. Keiner dieser drei Nährstoffe ist durch einen andern zu ersetzen, es darf darum auch keiner von ihnen im Boden fehlen; sie müssen in genügender Menge vorhanden sein. Ist dies nicht der Fall, so richtet sich die Höhe der Ernten immer nur nach dem im Boden in geringster Menge, im Minimum, vorhandenen Stoffe. Es genügt nicht, z. B. nur mit Kali und Phosphorsäure zu düngen, sondern erst eine Volldüngung mit allen drei Nährstoffen erhöht die Bodenkraft so, daß sie einen guten Ertrag erbringt (Abbild. 6 und 8.) Je größer dabei, bis zu einem gewissen Grade natürlich, die Zufuhr, desto größer die Ernte (Abbild. 5.) So wurde das Liebigsche Gesetz des Minimums die Grundlage für die Ernährung und Düngung der landwirtschaftlichen Kulturpflanzen. Zur Ergänzung der im Boden fehlenden oder in nicht genügender Menge vorhandenen Nährstoffe, also zur Beseitigung der Minima, entstanden die Kunstdünger, hauptsächlich je nur einen Stoff enthaltende und daher einseitig wirkende Düngemittel. Mit ihnen kann man die Wirkung des Stalldüngers ganz nach Bedarf unterstützen und vervollständigen.

Fruchtwechselwirtschaft und Kunstdünger ermöglichten es, intensiv zu wirtschaften. Insbesondere gelang dies durch die Aufnahme der Zuckerrüben in die Fruchtwechselwirtschaft. Der Zuckerrübenbau verlangt die denkbar beste Bewirtschaftung des Bodens in Hinsicht auf Bearbeitung, Düngung und Pflege. Dafür kommt aber auch diese sorgfältigste Pflanzenkultur, die es gibt, allen nach den Zuckerrüben gebauten Früchten zugute; sie finden ihn am besten vorbereitet. So haben denn erst durch den Zuckerrübenbau die Getreideernten bis zu ihrer heutigen Höhe gebracht werden können.

Hatte man früher, aus Unkenntnis der im Boden vorhandenen Nährstoffe sowie ihrer Aufschließung durch Bakterien usw. dem Boden eine geheimnisvolle „Kraft“ zuschreiben müssen, durch die er die Ernten hervorbrachte, so hat sich nun diese Kraft durch die Lehren der Agrikulturchemie in besondere Faktoren aufgelöst, unter denen ganz bestimmte Nährstoffe die Hauptrolle spielen. Von dem Vorrat dieser Nährstoffe nehmen die Kulturpflanzen nur soviel, als sie brauchen, durch ihre Wurzeln auf, die in ihrer Anlage als **radicula** schon im Keimling enthalten sind (Abbild. 7). Die jungen Zellen der **radicula** sind teilungsfähig und erzeugen so das erste Bildungsgewebe,

Fruchtwechsel-Wirtschaft.

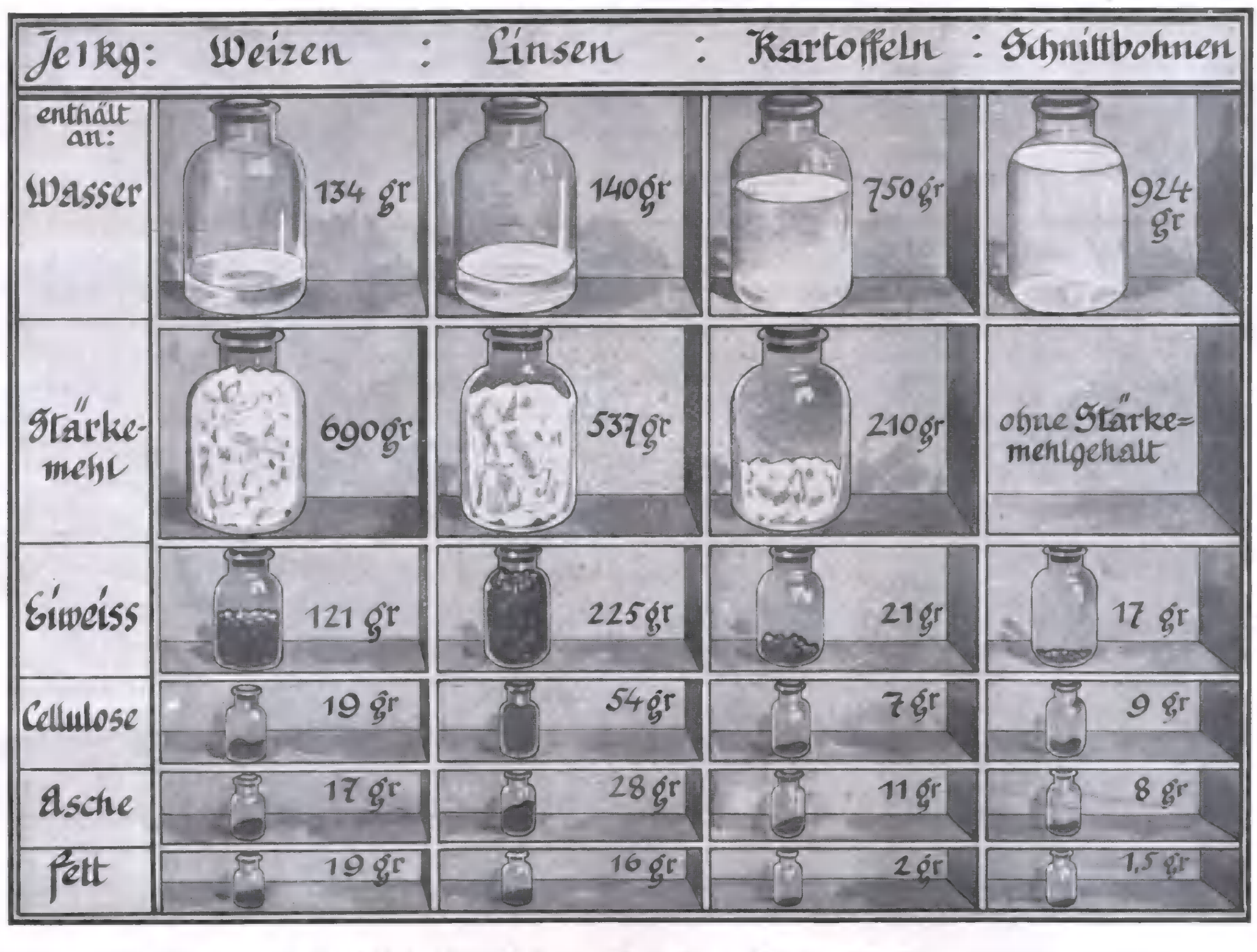


Das Wesentliche ist der regelmässige Wechsel zwischen Halmfrucht, Blattfrucht und Hackfrucht, den eine richtige Fruchtfolge mit Rücksicht auf Bekämpfung von Unkräutern, von tierischen und pilzlichen Schädlingen, auf Bodenerschöpfung, Ersatz u.s.w. fordert.
Während bei der reinen und verbesserten Dreifelder-Wirtschaft ausserdem noch Wiesen oder ewige Weide für das Vieh notwendig war, werden bei der Fruchtwechselwirtschaft ausser den notwendigen Körnerfrüchten auch ein grosser Teil der Futterpflanzen auf dem Acker abwechselnd angebaut. (Ganzer oder teilweiser Wegfall der Brache). Dabei ist das Vorhandensein ständiger Wiesen und Weiden neben Ackerland nicht ausgeschlossen.
Dieser intensive Wirtschaftsbetrieb liefert höchste Erträge, verlangt jedoch bedeutenden Kostenaufwand für Bodenbearbeitung, Düngung, vermehrte Arbeitskräfte u.s.w.
Obige Zeichnung stellt eine typische Fruchtfolge des Fruchtwechselsystems, den sogenannten Norfolker (vierschlägig) Fruchtwechsel dar.

3. Fruchtwechselwirtschaft.

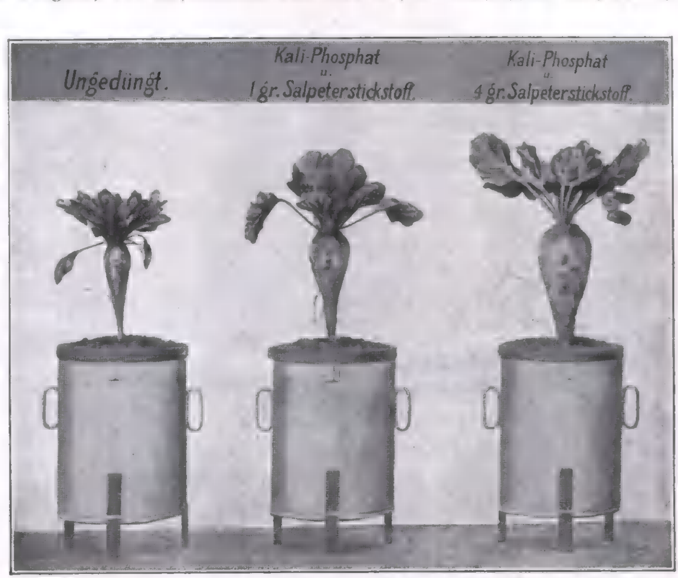
das sich immer mehr nach unten fortsetzt und mit der Wurzelspitze in den Boden eindringt, wobei die absterbenden Zellen der Wurzelhaube durch ihren Schleimgehalt das Eindringen erleichtern. Bei fortschreitendem Wachstum werden in den älteren Wurzelteilen verschiedenartige Zellgewebe gebildet. Das äußerste ist die Oberhaut, deren Zellen zum größten Teil zu Wurzelhaaren auswachsen (Abbild. 10), die an vielen Stellen an den Erdteilchen so fest haften, daß man die „Erdhöschen" von den Wurzeln nicht trennen kann, ohne die Wurzelhaare zu zerreißen. Dieses feste Verwachsen ermöglicht es den Wurzelhaaren, die an den Bodenteilchen haftenden Flüssigkeiten nach dem Gesetze der Diffusion aufzunehmen. Auch die anhaftenden festen Stoffe entgehen ihrer Aufnahme in die Wurzelhaare nicht, sie werden durch saure Ausscheidungen dieser gelöst. Dafür, daß die Wurzelhaare immer neuen Bodenteilchen die Nährstoffe entziehen können, sorgen die inneren Teile der Wurzel. Das sind festere Bildungsgewebe, die als Holz, Kambium und Bast das große System der „Gefäßbündel" bilden. Und da dieses Festigungsgewebe der Wurzel in der Mitte liegt, so ist es zu starken Biegungen fähig und kann sich nun zwischen den Bodenteilchen hindurch immer neue Wege bahnen. Die Fähigkeit, in den Boden einzudringen, ist bei den verschiedenen Kulturpflanzen verschieden, wie schon aus der Abbildung 9 hervorgeht. Dadurch haben sich ganz typische Wurzelsysteme herausgebildet. Unsere Getreidearten haben in ihren Wurzeln nur ein geringes Vermögen zur Überwindung von Widerständen und Hindernissen im Boden, die Wurzeln verlaufen nur in geringer Tiefe. Sie sind „Flachwurzler". Unsere Hülsenfrüchte dagegen bilden eine sehr deutlich hervortretende Hauptpfahlwurzel, die ein erhebliches Vermögen zur Überwindung von Widerständen hat und bis in größere Tiefen hinabgeht. Sie sind „Tiefwurzler". Durch das Vordringen der Wurzeln im Boden werden immer neue Nährstoffe gelöst und in den Rindenzellen der Wurzeln angesammelt. Von hier aus diffundiert die Nährlösung in röhrenartige, im innern Festigungsgewebe liegende Zellgebilde, die „Gefäße" (Abbild. 11). Sie sind dadurch entstanden, daß ein großer Teil der Querwände von regelmäßig übereinanderliegenden Zellen sich aufgelöst hat, während die Längswände stark verdickt und verholzt sind, um den seitlichen Druck des Wassers aushalten zu können. Je nach der Form der vorspringenden Verdickungsleisten nennt man diese Gefäße Ring- (Abbild. 11), Spiral- und Tüpfelgefäße. Ihre Aufgabe ist es hauptsächlich, das Wasser mit den in ihm enthaltenen Nährsalzen weiter in die Pflanzen zu leiten. Wie dann die Nährsalze weiter nach allen Organen der Pflanze geschafft werden, lehrt uns die Abbildung 12 schematisch. Wir sehen das Wurzelsystem, von diesem ausgehend zwei Hauptleitungen nach oben, an die sich wieder Nebenleitungen schließen, die bis in die äußersten Spitzen der Blätter und Knospen führen. Es sind Wasserbahnen, als welche, gerade so wie in der Wurzel, auch in den Stengeln „Gefäße" dienen. Die Leitungsröhren bringen einmal die Nährsalze in alle Teile der Pflanzen, zum andern sind sie aber auch gleichzeitig die Ableitungsbahnen für die in der Pflanze hergestellten und uns zur Ernährung dienenden Fabrikate. Das ganze Leitungssystem ist so genau und so praktisch angelegt, daß keine Zelle im ganzen Pflanzenkörper, in den äußersten Teilen des Stengels, im Blätterwerk vergessen ist — eine jede Zelle hat ihre Wasserleitung. Und das muß sein, denn die im Blätterwerk arbeitenden Protoplasten sind ununterbrochen an der Arbeit, für die Ernährung der Menschen und Tiere in ihren vielen, vielen kleinen Werkstätten Stärke und Zucker zu erzeugen, und sie müssen ihren Betrieb sofort einstellen, wenn diese Leitungen nicht ungestört arbeiten. Und welch bedeutende Leistungen müssen sie verrichten! Sind doch im Laufe des Sommers aus dem Boden 3 bis 5 Mill. kg Wasser in die Leitungen zu pumpen und durch Verdunstung wieder aus dem Pflanzenkörper herauszutreiben! Und welche Kraft ist es, die dieses riesige Pumpwerk treibt? Es ist der „Turgor", ein gewaltiger Druck, der von den Wurzeln ausgeht und das Wasser in den Gefäßen in die Höhe treibt — der Wurzeldruck, unterstützt durch die saugende Kraft, die durch die in den Blättern unterhaltene Verdunstung entsteht. In jeder Pflanze arbeitet unermüdlich eine Saug- und Druckpumpe der besten Art.

Bei der Wiederverdunstung aus der Pflanze hinterläßt das Wasser in ihr einen Rückstand, der alle jene Nährsalze enthält, die von den Wurzelhaaren aufgenommen wurden und nun zur Ernährung der Pflanze dienen. Das sind gar vielerlei Stoffe, auch solche, die nicht zum Aufbau der Pflanze erforderlich sind. Um zu erfahren, welche Nährstoffe die Kulturpflanzen unbedingt gebrauchen, hat man sie in verdünnten Lösungen der Bodensalze gezogen und in diesen „Nährlösungen" dann jedes Mal denjenigen Stoff weggelassen, dessen Unentbehrlichkeit man prüfen wollte. So hat man gefunden, daß unsere Kulturpflanzen zu ihrer Ernährung unbedingt gebrauchen: Kalium, Kalzium, Magnesium, Eisen, Phosphor, Schwefel und Stickstoff. Diese Nährstoffe hat man denn auch wesentliche Nährstoffe genannt. Unter ihnen sind meist in geringster Menge im Boden enthalten: Kali, Phosphorsäure und Stickstoff, weshalb denn diese drei Stoffe nach dem Liebigschen Gesetz durch Düngemittel dem Boden einverleibt werden müssen. Die wesentlichen Nährstoffe verarbeitet die Pflanze in ihren Organen, um sie so umzuwandeln, daß sie schließlich zur Ernährung von Menschen und Tieren dienen können. Die Fabrik zur Erzeugung dieser für unsere Ernährung so bedeutungsvollen Stoffe befindet sich in den Blättern, und ihre lebenden Zellen sind die Fabrikarbeiter, die



Je 1 kg: enthält an:	Weizen	Linsen	Kartoffeln	Schnittbohnen
Wasser	134 gr	140 gr	750 gr	924 gr
Stärkemehl	690 gr	537 gr	210 gr	ohne Stärkemehlgehalt
Eiweiss	121 gr	225 gr	21 gr	17 gr
Cellulose	19 gr	54 gr	7 gr	9 gr
Asche	17 gr	28 gr	11 gr	8 gr
Fett	19 gr	16 gr	2 gr	1,5 gr

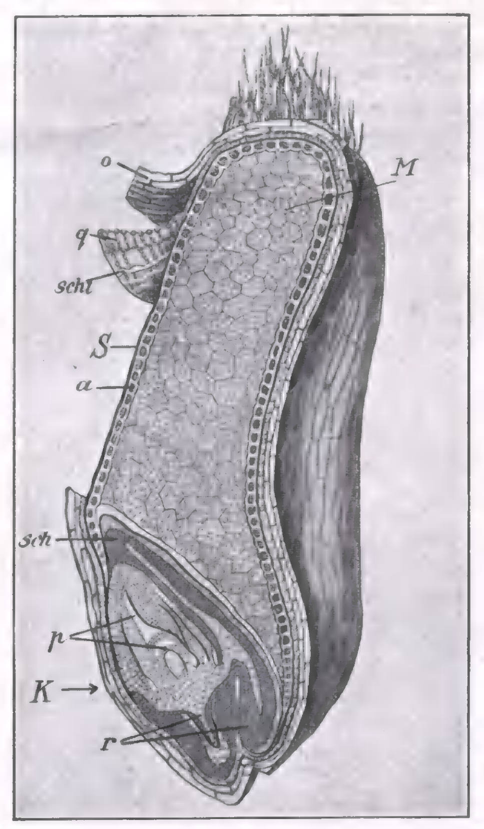
4. Vergleich der Bestandteile von vier unserer wichtigsten Nährpflanzen.



5. Düngeversuch mit Zuckerrüben.

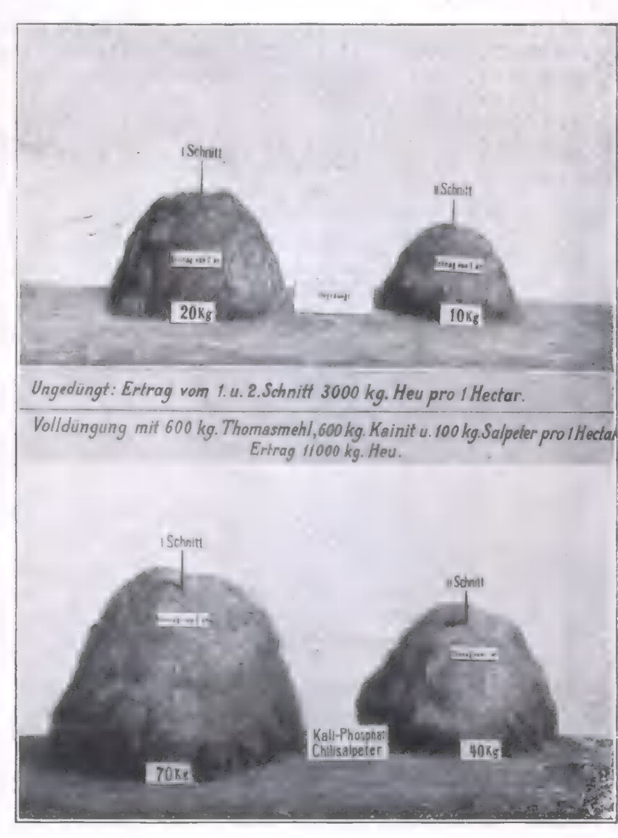


6. Feld-Düngeversuch mit Hafer.

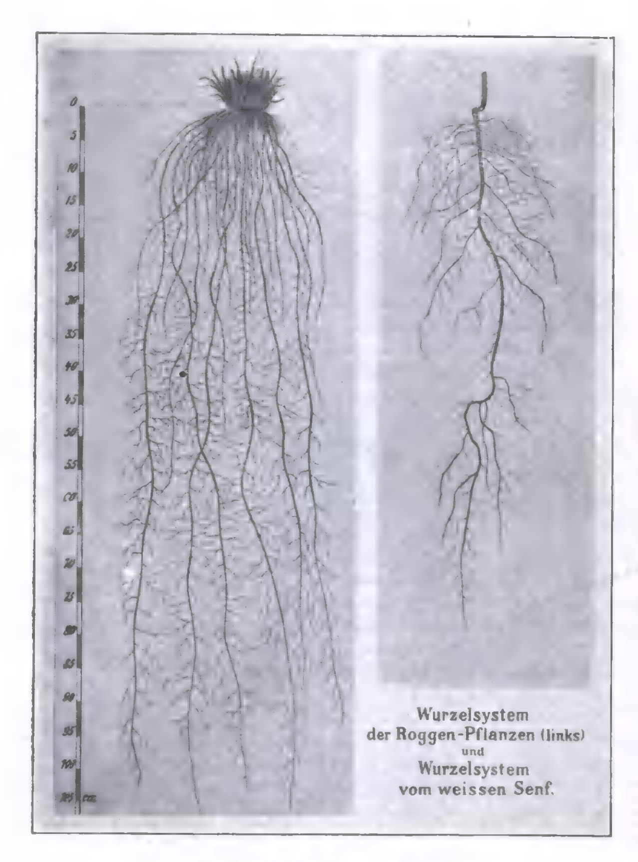


7. Längsschnitt durch ein Weizenkorn.

(K der Keimling, bestehend aus der Wurzelanlage, radicula = r, und der Blattanlage, plumula = p; sch Schildchen. S die Samenhaut, darüber die Schale des Korns, o Oberhaut mit Längszellen, q Querzellen, schl Schlauchzellen, darunter der Mehlkern M, umgeben von Aleuronzellen a.)

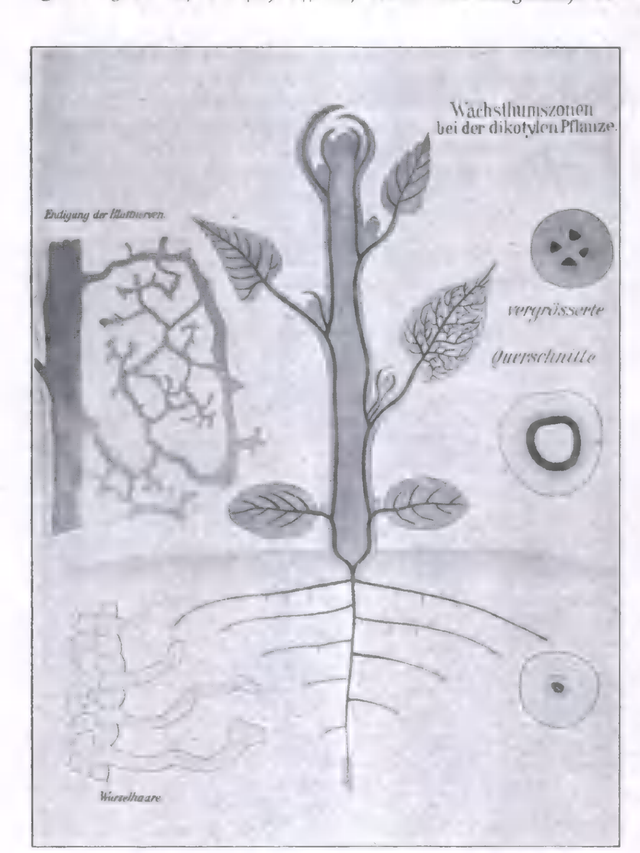


8. Wiesen-Düngeversuch.

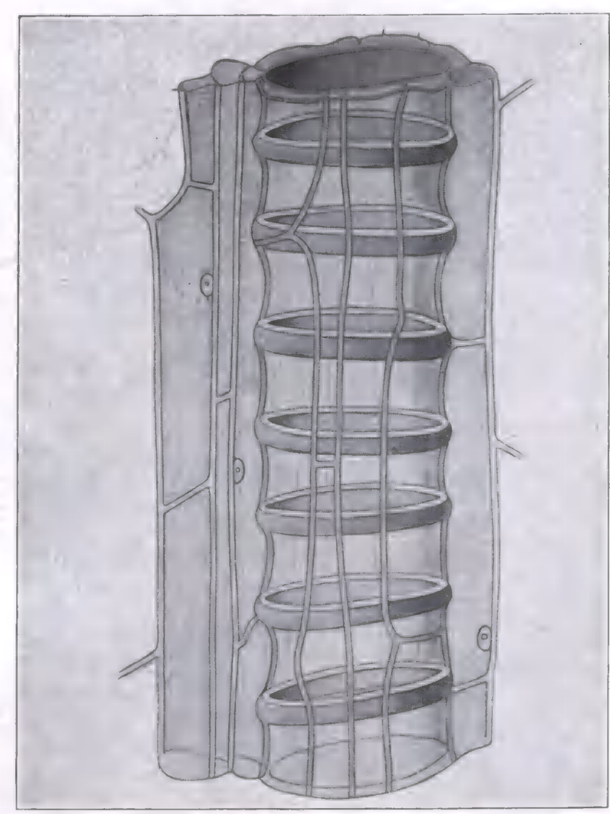


9. Typische Wurzelsysteme.

man als Träger des Protoplasma, einer hauptsächlich aus Eiweißstoffen bestehenden Substanz, von der alles Leben ausgeht, schlechtweg „Protoplasten“ nennt. Auf der Unterseite des Blattes liegt das große Wasserleitungsnetz, zwischen und über diesen vielen Leitungen das grüne Blattgewebe, von dem die Abbildung 14 ein kleines Stück von einem Querschnitt eines Rübenblattes zeigt. Wir sehen oben und unten die Zellen der Blatthaut (o und u). Sie enthalten wässerigen Saft, der eine durchsichtige, das innere Blattgewebe schützende Wasserdecke abgibt, die aber doch für die atmosphärische Luft durchlässig bleibt. Darunter finden wir langgestreckte Palisadenzellen (p), die eigentlichen Fabrikarbeiter, die mit Hilfe des in ihnen enthaltenen Chlorophylls oder Blattgrüns die meiste Stärke herstellen. Das Chlorophyll besteht aus mikroskopisch kleinen, eiweißhaltigen, an sich farblosen Körnchen oder Scheibchen, die besonders an den Wänden der Zellen gelagert sind und in Höhlungen den grünen Farbstoff enthalten. Als weiteres Hilfsmittel bei ihrer Arbeit bedürfen die Palisadenzellen noch der Kohlensäure der atmosphärischen Luft. Sie dringt in das Blatt durch schmale, hauptsächlich auf der Unterseite des Blattes liegende Tore, die Spaltöffnungen (sp) und die sich daran anschließenden Atemhöhlen (a). Auf der Unterseite liegen sie deshalb, weil sich hier das Schwammparenchym (schw) befindet, das große Hohlräume zwischen sich läßt, so daß die eingeatmete Luft mit Sauerstoff und Kohlensäure bis zu den Palisadenzellen gelangen kann. Ihre Anzahl ist sehr groß und beträgt auf großen Blättern mehrere Millionen. Die Seiten jedes Eingangstores werden von lippenartigen chlorophyllhaltigen Zellen gebildet, die sich öffnen, wenn das Tageslicht erscheint. Nur am Tage stellen die Palisadenschichten die Stärke her, wenn die Sonne ihr Licht spendet; im Dunkel der Nacht können sie keine Kohlensäure gebrauchen, dann wird in der Fabrik keine Kohlensäure erzeugt, es liegt andere Arbeit vor. Deshalb schließen sich am Abend die Torzellen. Nun ist alles vorhanden, und der Fabrikbetrieb gestaltet sich so, daß die durch die Spaltöffnungen eingeführte Kohlensäure in bestimmter Menge mit bestimmten, aus dem Leitungsnetz entnommenen Wassermengen gemischt wird, wobei die Palisadenzellen immerfort an der Arbeit sind, aus der mit Sauerstoff



12. Die Leitung des durch die Wurzelhaare aufgenommenen Wassers und der in diesem gelösten Nährsalze in alle Wachstumszonen: Blätter, Stengel und Knospen — hier dargestellt an einer dikotylen, d. h. einer solchen Pflanze, deren Keimling zwei einander gegenüberstehende Keimblätter (die untersten) entwickelt, zwischen denen der Stengel emporwächst (z. B. Bohnen, Erbsen, Salat, Radieschen, Buche, Eiche usw.)



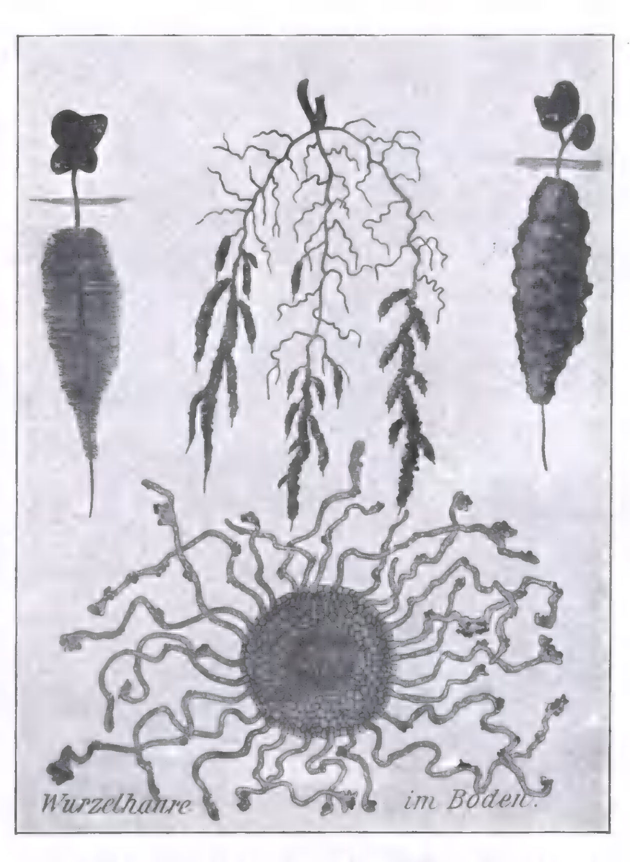
11. Ein Ringgefäß im Längsschnitt. (Dient zur Fortleitung der aus dem Boden aufgenommenen Nährlösungen.)



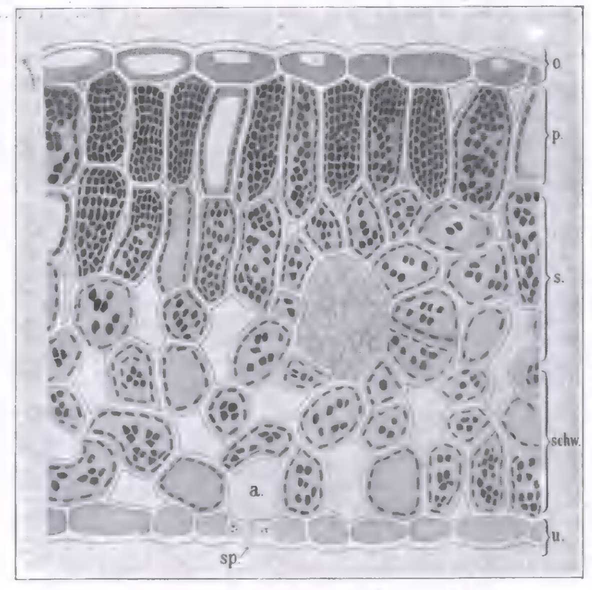
13. Stärkekörner der Kartoffel. (Um einen exzentrischen Kern — erstes Stadium — werden deutliche Schichten gebildet, so daß im Endstadium die Stärkekörner eiförmig-glatt erscheinen.)

beladenen Kohlensäure den Sauerstoff abzuscheiden und durch die Tore wieder in die Luft zurückzuschaffen. Die aus dieser Scheidung verbleibenden Kohlensäuremoleküle werden von den Chlorophyllkörnern mit großer Energie zusammengehalten und vor dem Zerfall geschützt. Dieses so entstandene Produkt ist die „Stärke“, die in Form von Körnern in den Zellen abgelagert wird.

Als Regulator für den regelmäßigen Betrieb dienen die als Fensterchen wirkenden Saftzellen der Oberhaut, die bei zu starkem eindringenden Sonnenlicht sich auf Linsenform stellen, so daß nur die Schmalseite getroffen wird, aber bei zu geringem Lichte auf Brennglasform, so daß sie den einfallenden Strahlen ihre ganze Breitseite darbieten. Die Palisadenzellen sind bis zum Abend ganz mit Stärkekörnern gefüllt. Um immer neue Stärke erzeugen zu können, muß der alte Vorrat fortgeschafft werden. Dazu sind die Nächte vorzüglich geeignet, und zu diesem Zwecke werden die Spaltöffnungen geschlossen. Wahrlich, es kann keine Fabrik von Menschenhand so großartig gebaut und betrieben werden wie die so geheimnisreiche Fabrik der Pflanze! Wie wunderbar hilft sich die Pflanze, um die hergestellte feste Stärke durch die Poren der Zellhäute zu schaffen — sie löst die Stärke wieder auf! Dafür besitzt das Protoplasma sehr starke Säuren, die „diastatischen Enzyme“, die eine Spaltung der Stärke herbeiführen, wodurch ein lösliches Produkt, der Traubenzucker, entsteht. Ein solches läßt sich nun leicht zunächst den unter den Palisadenzellen liegenden Sammelzellen (s) und von diesen weiter dem Schwammparenchym zuführen. Auch diese Zellen führen Chlorophyll, erzeugen aber nur wenig Stärke; ihre Hauptaufgabe ist es eben, den Zucker bis in jedes kleinste Äderchen des Blattes zu befördern, damit er von hier durch die Nerven des Blattes in den Blattstiel gebracht und durch diesen in das Gefäßsystem des Stengels hinübergeführt wird, um schließlich vom Stengel aus durch das weitverzweigte Leitungssystem weiterbefördert zu werden nach den Orten der Neubildung: den Wurzelspitzen, Knospen, Blüten und Früchten, wo der Zucker überall zum Aufbau neuer Zellen verbraucht wird und den Stoff liefert zur Bildung von Zellstoff, Holzstoff, Ölen und Eiweißstoffen. Der Transport zu den Organen der Neubildung muß schnell geschehen, denn bis zum nächsten Morgen muß alle Stärke aus den Palisadenzellen geräumt sein, sollen diese doch frühzeitig den Betrieb wieder von neuem beginnen! Unaufhörlich geht es fort, ja, der Betrieb hört selbst dann nicht auf, wenn die Pflanzen vollkommen ausgebildet sind, denn dann fangen sie an, für ihre Nachkommen zu sorgen oder für die nächstjährigen Triebe Baustoffe aufzuheben, zu reservieren — der Wintervorrat wird beschafft!



10. Querschnitt durch eine Wurzel mit den Wurzelhaaren; oben: „Erdhöschen.“



14. Querschnitt durch ein Rübenblatt.

o = die oberen Zellen der Haut. u = die unteren Zellen der Haut; beide enthalten wässerigen Zellsaft; kein Chlorophyll. p = Palisadenzellen mit Chlorophyllkörnern; sie bilden die meiste Stärke. s = Sammelzellen mit Chlorophyll; leiten die Luft nach oben, die durch p erzeugten Produkte nach unten. schw = Schwammparenchym; leitet die Fertigprodukte weiter in die Äderchen und Adern des Blätterwerks. sp = Spaltöffnung, auf jeder Seite eine „Schließzelle“; ermöglicht den Zutritt der Kohlensäure. a = Atemhöhle.



Vesperpause. Nach einem Gemälde von Professor Otto Strützel.

Das verursacht wieder mühsame Arbeit. Denn die Reservestoffe müssen entweder hoch oben in den Samenkörnern, den Böden oder Speichern, oder tief unten in den Kellern: Wurzeln, Knollen und Zwiebeln, gut verpackt werden. Aber der bisher überallhin zum Versand gekommene lösliche Traubenzucker ist zum Aufspeichern recht schlecht geeignet. Was tut die Pflanze? Sie wandelt ihn in allen genannten Vorratsräumen wieder in Stärke zurück, wobei sie sich gerade so wie die Blätter einer Art Farbstoffträger, kleiner, an sich farbloser Körper, der Stärkebildner, bedient. Die so aufgespeicherte Stärke, die nun zu unserer eigenen Ernährung dient, kann man zur Unterscheidung von der von den Blättern gebildeten Stärke „Reservestärke“ nennen. Sie ist in den Samen, Knollen usw. nicht etwa der einzige „Reservestoff“, sondern neben ihr finden wir noch als Reservestoffe z. B. Fette und Öle in Raps, Lein, Mohn und allen Fruchtkernen, dann das Eiweiß als „Kleber“ im Nährgewebe (Endosperm) der Getreidekörner.

In den verschiedenen Pflanzen tritt die Reservestärke in ganz verschiedener Form und Größe auf. In den Kartoffeln wird zuerst in einer gut passenden Ecke des Kellers, also exzentrisch, der erste Kern gepackt, um den herum dann in deutlichen Schichten die Lagerung weiter fortgesetzt wird (Abbild. 13). In den Getreidekörnern (Abbild. 7) hat die Pflanze die Stärke ganz anders abgelagert: in Kugel- oder Linsenform um einen mittleren Kern geschichtet, wobei sehr häufig ein gerader oder kreuzförmiger Hohlraum im Mittelpunkt verblieben ist. Mit diesen Stärkekörnern ist das ganze Endosperm in großer Menge vollgepfropft. Es entstehen dadurch viele Hohlräume zwischen den Körnern, die mit plastischem Eiweiß ausgefüllt sind, das sich durch solche dichte Lagerung in „Klebereiweiß“, in Kleber, umgewandelt hat. Mit Stärke und Kleber angefüllt, stellt das Endosperm der Getreidekörner den besten Nährstoffbehälter für uns Menschen dar, der uns ja in dieser schweren Zeit wirtschaftlicher Not vor allen Dingen im Brote ernährt: das Endosperm liefert uns das Mehl, und man bezeichnet es deshalb als Mehlkörper (M). Die ihn bedeckende Zellage nannte man früher die „Kleberschicht“, weil man glaubte, daß sie vor allen Dingen Träger des Klebereiweißes sei. Das ist jedoch als Irrtum erkannt, sie enthält keinen Kleber. Dagegen ist in ihr eine Fettsubstanz, in Öltröpfchen fein verteilt, eingelagert, und man nennt diese Zellage deshalb jetzt „Ölschicht“ oder Aleuronschicht (a). Die verschiedenen Reservestoffe sind in den Samen, Knollen usw. in ganz verschiedener Menge angehäuft, weshalb diese denn auch für die Ernährung der Menschen von ganz verschiedenem „Nährwert“ sind. Das zeigt z. B. die Abbildung 4: ein Vergleich der in vier- zu unserer Ernährung dienenden Samen enthaltenen Nährstoffe. Wir sehen daraus, daß unser Brotgetreide eine gute Zusammensetzung der für uns erforderlichen drei Nährstoffgruppen Eiweiß, Fett und Kohlehydrate, besitzt.



Emil Fitger,

der langjährige Hauptschriftleiter der „Weser-Zeitung“ und bekannte Wirtschaftspolitiker, † in Bremen am 8. April an den Folgen eines Schlaganfalls im Alter von 68 Jahren. (Phot. Müller & Pilgram, Bremen.)

Emil Fitger.

In Bremen ist in der Nacht zum zweiten Ostertage der Hauptschriftleiter der „Weser-Zeitung“, Emil Fitger, ein jüngerer Bruder des im Jahre 1909 verstorbenen Malers und Dichters Artur Fitger, einem Schlaganfall erlegen, den er am Mittag zuvor nach der gewohnten Arbeit während eines Spazierganges erlitten hatte. Er hat ein Alter von achtundsechzig Jahren erreicht.

Wenn die bremische Presse und durch sie die obwaltenden bremischen politischen Bewegungen und Ideen trotz der Abgelegenheit der alten Hansestadt im Chorus der großstädtischen deutschen Presse noch jederzeit gut zur Geltung gekommen sind, so war das in erster Linie das Verdienst dieses bedeutenden und rastlos tätigen Zeitungsmannes. Sein Einfluß reichte auch weit in das Ausland hinaus und war, da Fitger von ihm stets klug und in wahrhaft vaterländischer Weise Gebrauch machte, an den leitenden politischen Stellen des Reiches hoch geschätzt. Die Pflege guter Beziehungen zum Auslande, wie sie im Interesse des deutschen Handels und der deutschen Schiffahrt lagen, war ihm besondere Lebensaufgabe. Er diente ihr mit einer außerordentlich gründlichen Kenntnis aller handels- und wirtschaftspolitischen Probleme, besonders der Handelsvertragspolitik wie auch der schwierigen Fragen des internationalen Völkerrechts, Seerechts und Seekriegsrechts. Aus alledem ergab sich seine Stellung zur inneren Politik von selbst. Jedes staatliche Eingreifen und Bevormunden fand in ihm einen energischen Bekämpfer. Der freie Wettbewerb war sein Ideal. Die durchaus zuverlässige Gründlichkeit in der Behandlung seiner Stoffe und die nie vermißte Vornehmheit, mit der Fitger den Anschauungen anderer gegenübertrat, machten ihn zum geschätzten Mitarbeiter einer ganzen Reihe deutscher Zeitungen und Zeitschriften, darunter auch der Leipziger „Illustrirten Zeitung“, wodurch seine fleißige Feder weit über seine engere Heimat hinaus einem großen deutschen Leserkreise vertraut geworden ist.

Emil Fitger war am 15. Dezember 1848 als Sohn eines Postmeisters in Delmenhorst bei Bremen geboren, hatte dort die Rektorschule, dann in Bremen die Handelsschule besucht und war dann Kaufmann in einem Reederei- und Exportgeschäft geworden. Durch gelegentliche, sehr einsichtsvolle Veröffentlichungen finanzwirtschaftlicher und handelspolitischer Art lenkte er die Aufmerksamkeit auf sich, so daß ihn die „Weser-Zeitung“ 1878 als Leiter der inneren Politik in ihre Redaktion berief. Dieser hat Fitger seitdem ununterbrochen, seit dem vor einunddreißig Jahren erfolgten Tode Nikolaus Mohrs als Chefredakteur, angehört. Die Bremer Bürgerschaft, das bremische Parlament, zählte ihn seit 1879 zu ihren Mitgliedern. Wg.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Die Freigabe eines Heilmittels gegen Tuberkulose — Röhring B. IV — von Dr. Röhring in Coswig i. Sa. erregt in medizinischen Kreisen großes Aufsehen. Dasselbe soll in allen nicht zu weit vorgeschrittenen Fällen von Tuberkulose zur Heilung führen und schon seit fünf Jahren von Dr. Röhring in seinem Sanatorium in Neu-Coswig i. Sa. angewandt worden sein. Schon im vorigen Jahre erschien eine empfehlende Veröffentlichung von Dr. Heising in der angesehensten Fachschrift über Tuberkulose, den Beiträgen zur Klinik der Tuberkulose von Professor Brauer in Hamburg.

Für Küche und Haus hat Johanna Degen zwei außerordentlich empfehlenswerte Büchelchen herausgegeben, die beide im Verlag Otto Beyer in Leipzig, Rathausring 13 zum billigen Preise von je 30 Pfg. erschienen sind. Das erste betitelt sich „Hilfe gegen die Kriegsnot im Haushalt" und enthält 100 erprobte Anweisungen zur Selbstbereitung billiger und doch guter Ersatz- und Streckungsmittel in Küche und Haus. Das andere „Fettarm und fleischlos!" enthält 100 der heutigen Marktlage entsprechend ausgewählte Gerichte für je vier Esser, wohlschmeckend und nahrhaft, erprobt von kochgeübten Frauen.

Bad Elster. Die Nachfrage nach der Badeschrift nimmt fortgesetzt zu und läßt auch für den kommenden Sommer einen guten Besuch des Elsterbades erwarten. Zur Ausführung der Kurmusik ist für eine Reihe von Jahren die Fürstlich Reußische Hofkapelle zu Gera gewonnen worden, die durch ihre vorzüglichen Leistungen in der Musikwelt hohes Ansehen genießt. Die hiesigen Bäder sind fortwährend, auch im Winterhalbjahr, geöffnet. Zur Vornahme von Badekuren ist also jederzeit Gelegenheit. Gerade die Zeit des Erwachens der Natur mit ihren starken Einwirkungen auf Körper und Geist des Menschen verspricht guten Kurerfolg.

Das Mottenvertilgungsmittel Globol ist in vielen Haushaltungen eingeführt, als Motten- und Insektenvertilgungsmittel von wissenschaftlichen Autoritäten glänzend beurteilt und von Praktikern, wie Tuch- und Wollfabriken, Kürschnern usw. mit Erfolg angewandt. Globol ist ein chemischer Körper, welcher verdunstet, die Globoldünste töten unfehlbar Motten und sonstige Insekten. Es hat einen nicht unangenehmen, aromatischen Geruch und greift weder Stoffe noch Pelzwaren, auch nicht die Farbe der Stoffe an, ist auch verblüffend einfach anzuwenden: Pappdose und Stoffbeutel zum Aufhängen in den Schränken, lose Kristalle zum Auslegen in Mottenkisten für Polstermöbel usw. Globol wird von der bekannten Chemischen Fabrik Fritz Schulz jun., A.-G., Leipzig in den Handel gebracht, ist dieser Firma als Motten- und Insektenvertilgungsmittel in Deutschland und anderen Staaten patentamtlich geschützt und in allen einschlägigen Geschäften zu haben.

Die Liegnitzer Ringtischfabrik hat wiederum ein praktisches Patent herausgebracht. Sieben Teile einer Holzfelge werden durch je zwei kleine Eisen mit der Stahlfelge des Fahrrades innig verbunden und die achte Schlußfelge vermittels einer Schraube durch das Ventilloch befestigt. Jeder Radfahrer kann die Montage selbst vornehmen und in den kommenden schönen Tagen ohne weitere Fahrerlaubnis sein Rad auf Chausseen und Landwegen wieder benutzen. Vergl. die bezügliche Anzeige auf Seite 558 der vorliegenden Nummer.

Wie heilt man Gicht und Rheumatismus und wie schützt man sich vor weiteren Anfällen?

Seit Menschengedenken – bis in die biblischen Zeiten hinein – sind Gicht und Rheumatismus als gefürchtete und hartnäckige Krankheiten bekannt, die den Erwerb und die Leistungsfähigkeit in hohem Maße oft dauernd gefährden oder herabsetzen. Diese Quälgeister der Menschheit trotzen vielfach hartnäckig sämtlichen Mitteln, ja selbst der geschicktesten ärztlichen Kunst. Oft genügt eine einzige Erkältung oder sonst eine geringfügige Ursache, um schlummernde Keime zur unheilvollen Entfaltung zu bringen.

Wenngleich auch die Ansichten vielfach auseinandergehen, so ist sich die Wissenschaft dennoch dahin einig, daß die Gicht als eine mit vermehrter Harnsäurebildung verbundene Stoffwechselkrankheit anzusehen ist, die sich meist erst im reiferen Alter einstellt. Dasselbe gilt von der Zuckerkrankheit und der Fettsucht. Ihnen reihen sich als krankhafte Erscheinungen des Stoffwechsels die Konkrementbildungen, wie Nieren-, Blasen-, Gallensteine und die Gefäßverkalkung an.

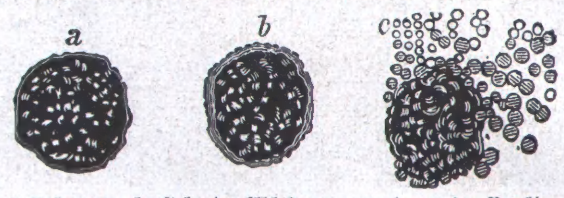
Die Harnsäure, ein entschieden giftiger Stoff, lagert sich in Form kleiner scharfer Kristalle in fast allen Körperteilen ab. Diese dringen in die Gelenke und verursachen naturgemäß böse, gegen die geringste Berührung höchst empfindliche Entzündungen, die den Kranken maßlos peinigen. Gichtknoten und Deformation der Gelenke sind ferner bekannte Erscheinungen. Die Schmerzen lassen nach, wenn die Harnsäurekristalle durch teilweise Lösung zerstört werden, aber der Patient sieht mit banger Besorgnis der nächsten Attacke entgegen. Der Verdauungsapparat und die Atmungsorgane werden in Mitleidenschaft gezogen noch häufiger sind das Herz, die Blutgefäße und die Nierer durch die gichtischen Ablagerungen krankhaft verändert. Nicht selten sind Schlaganfälle und Nierenentzündung die Todesursache bei Gichtkranken.

Das Hauptbestreben der Behandlung jeder Form von Gicht ist die Verhinderung zu reichlicher Harnsäurebildung. Medikamente, wie die giftigen Kolchizin- oder sonstigen Mittel, welch letztere sich fast stets als verkappte Salizylpräparate entpuppen, kommen für eine Dauerbehandlung, wie sie die Gicht und die ihr verwandten Krankheiten verlangen, ebensowenig in Betracht wie Einreibemittel, die nur Hautreize ausüben können. Zur Gichtbehandlung eignen sich nur gewisse natürliche alkalische Mineralwässer, die in ihrer unnachahmbaren Zusammensetzung den Körper gründlich durchspülen und dabei die harnsauren Salze in einen löslichen, für den Körper ausscheidbaren Zustand überführen. (Vergl. Prof. Klemperer-Berlin, Therapie der Gegenwart, Heft 1, 1903.)

Unter den Mineralwässern ist nach den Erfahrungen in- und ausländischer Autoritäten das „Wiesbadener Gichtwasser", dessen Heilwirkung sie in den weitaus meisten Fällen am eigenen Körper erprobten, von hervorragender Bedeutung.

Bekanntlich gibt es auf der ganzen Welt auch nicht eine einzige, durch ihre enorme Besuchsziffer (Frequenz 200000 Kurfremde) und ihre nach Millionen zählenden Heilerfolge so typisch ausgezeichnete Spezialquelle gegen Gicht wie die Wiesbadener.

Das „Wiesbadener Gichtwasser" ist nun eine praktisch kalkfreie, im Einvernehmen der Stadt Wiesbaden und der städtischen Kurdirektion verabreichte Modifikation des Wiesbadener Kochbrunnens, die sich hervorragend für den Gichtkranken, Rheumatiker, an Harnsäure-Konkrementen Leidenden (Nieren-, Blasen-, Gallensteinbildung, Blutgefäßverkalkung) eignet. Es muß hier betont werden, daß die meist sehr kalk- resp. gipshaltigen Mineralwässer nach der Ansicht vieler Autoren den Stein- und Griesbildungen Vorschub leisten und somit beitragen können, das Übel zu verschlimmern. Dagegen enthält das kalkfreie „Wiesbadener Gichtwasser" einen hochwichtigen Stoff, nämlich das Chlornatrium im sogenannten physiologischen Verhältnisse, d. h. in einem solchen wie im Blute. Und gerade in diesem eigenartigen Verhältnis ist das Chlornatrium, indem es auf den verlangsamten Stoffwechsel wirkt, ein natürliches reizloses Anregungsmittel allerersten Ranges, das kaum an einer Funktion des



Die Präparate obenstehender Abbildungen wurden in der Berliner medizinischen Gesellschaft — Sitzung vom 24. März 1898 — unter Vorsitz des **Geheimen Rats Professor Dr. Rudolf Virchow** demonstriert. Fig. *a* harnsaurer Nierenstein, in einem **durch Trinken von Wiesbadener Gichtwasser** alkalisch gewordenen Harn. Fig. *b* der Stein eine Stunde später, *c* derselbe nach weiteren zwei Stunden. Der Rest des Steines ist eine weiche durchsichtige, mit Pigment durchsetzte Masse. Vergrößerung 140.

Organismus unbeteiligt ist. Der fernere Gehalt an Natrium-Bikarbonat wirkt der zu reichlichen und schädlichen Harnsäurebildung entgegen und trägt hierdurch dazu bei, die schwerlöslichen harnsauren Salze in einen leicht löslichen Zustand überzuführen. Zu erwähnen ist noch außer Lithion und Arsen der Gehalt an Kieselsäure, welch letztere bereits seit Paracelsus ein bekanntes Gichtmittel ist, deren Wirkung aber durch ihre Beziehung zu den übrigen Komponenten noch wesentlich erhöht ist.

Von den gegen die Gicht empfohlenen Mineralwässern hatte bis zur Einführung des „Wiesbadener Gichtwassers" keines den bei der Behandlung der Gicht in erster Linie gestellten Anforderungen genügt. Sie vermochten weder die Harnsäure genügend herabzusetzen, noch zu binden und aufzulösen. Beides geschieht durch den Gebrauch des „Wiesbadener Gichtwassers" in einer bis zu seiner Einführung nicht für möglich gehaltenen Weise. Die Verminderung der Harnsäure-Ausscheidung betrug im Durchschnitt einer größeren Anzahl von Fällen vor und während des Gebrauchs von „Wiesbadener Gichtwasser" etwas über die Hälfte.

Das Resümee einer umfangreichen Forschung und diesbezüglichen, ebenso umfangreichen Literatur ist folgendes:

1. Gichtkranke scheiden mehr Harnsäure aus als Gesunde und Rheumatiker. Ihr Harn ist in der Regel abnorm sauer. (NB. Saurer Harn färbt blaues Lakmuspapier — in jeder Apotheke käuflich — rot; alkalischer Harn färbt rotes Lakmuspapier blau. Man prüfe genau den Harn).

2. Neutrale Urine lösen 9 bis 10, alkalische 11 bis 12 mal mehr Harnsäure als schwach saure.

3. Um bei Gicht befriedigende Resultate zu erzielen, ist es oft notwendig, so viel eines stark alkalisch-muriatischen Mineralwassers zu trinken, bis der Harn alkalisch wird und längere Zeit, den größten Teil des Tages hindurch, alkalisch bleibt.

4. Alle stark kalkhaltigen Mineralwässer bewirken im alkalischen Harn eine Ausscheidung von Kalkphosphaten und harnsaurem Kalk, die leicht zur Bildung und Vergrößerung von Steinen führen können.

5. Das „Wiesbadener Gichtwasser" ist praktisch so kalkfrei, daß von einer Ausscheidung von Kalkphosphaten und kohlensaurem Kalk im alkalischen Harn keine Rede sein kann.

6. Von allen Mineralwässern hat das „Wiesbadener Gichtwasser" die größte harnsäurelösende Wirkung. Es wird selbst bei jahrelangem täglichen Gebrauch gut vertragen.

7. Der Gebrauch von 1 bis 2 Flaschen Gichtwasser täglich verhindert absolut sicher die Bildung von Harngries und Nierensteinen.

8. Gichtkranke dürfen, selbst nach vollendeter Kur, nie aufhören, das „Wiesbadener Gichtwasser" täglich, wenn auch nur in kleinen Mengen, vorbeugend zu trinken.

Wenn irgend möglich — es ist dies aber nicht Bedingung, sollte der Patient nicht versäumen, in Verbindung mit der häuslichen Trinkkur (30 bis 50 Flaschen) eine Anzahl, etwa 15 bis 20 Kochbrunnenbäder zu gebrauchen. Diese werden unter amtlicher Kontrolle der Stadt Wiesbaden gewonnen und in höchst konzentrierter Form in plombierten Normaldosen für ein Bad überallhin versandt. Sie üben eine ganz spezifische Wirkung auf den Körper des Kranken aus, und nicht selten kommt es vor, daß Patienten, welche mit dick geschwollenen Zehen oder Knien die Trink- und Badekur unternahmen und sich nur mit großen Schmerzen hinschleppen konnten oder gefahren werden mußten, nach wenigen Bädern flott gehen konnten. Durch eine zeitig vorgenommene Kur, die um so erfolgreicher ist je frischer und früher die Fälle in Behandlung kommen, kann viel Unglück und Sorge verhütet werden. Dies trifft auch auf unsere Kriegspatienten zu, von denen nach jedem der letzten Kriege Unzählige die sehnsuchtsvoll erhoffte Gesundheit wieder erlangten. Im übrigen ist das Frühjahr zur Vornahme von Hauskuren die am meisten geeignete Zeit, da sich fast mit überraschender Bestimmtheit bei vielen Patienten mit dem Eintreffen der ersten Schwalben auch erneute Beschwerden einzustellen pflegen.

Ausführliche informierende Lektüre über das Wesen der hier genannten Leiden in allgemein verständlicher Form, vom praktischen Arzt Dr. Budee verfaßt, nebst genauer Methode über die Anwendung einer Wiesbadener Hauskur wird unseren Lesern vom Brunnen-Kontor in Wiesbaden J 60 auf Anfrage kostenlos übersandt.



Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.
Generalvertreter für Ungarn: Direktor Josef Schuller, Budapest VI, Liszt Ferencz tér 3.